Züricher Mordnacht.

Zweiter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Rosen, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen	1	10
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua	1	15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle	1	—
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile	3	—
Schirges, G., Karl. Ein Roman	1	15
— Der Bälgentreter von Eilersrode	1	10
Schnell, L., die Vertreibung der Zillerthaler	—	7½
Smidt, H., Hamburger Bilder. 3 Theile	3	—
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. 2 Theile	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen	—	25
— Alma. Ein Roman. 2 Theile	3	—
— Prinz Leo	1	—
Strodtmann, A., Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. 2 Theile	3	—
Vehse, Dr. Eduard, Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter. 2 Theile	3	10
Waise, die, von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des Schief Levinche	1	15
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile	3	—
— Cordula. Graubündner Sage. Zweite veränderte Auflage. Mit Stahlstich. Eleg. geb.	2	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile. Zweite Auflage	4	15
— Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Eleg. geb.	1	—
Wangenheim, F. T., der Mönch. Historischer Roman. 3 Theile	4	10
— Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreich	1	10
— Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman. 3 Theile	3	—
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10
Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 und 1832. 2 Theile	2	20
— Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet	1	20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
— Tagebuch von Helgoland	1	15
Wihl, L., Englischer Novellenkranz	1	15
Woltmann, C. von, Der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen	1	15
Ziegler, Karl, Grabbes Leben und Charakter	1	—

Die
Züricher Mordnacht.

Eine Volksgeschichte
aus dem deutschen Städte-Leben in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Adolf Weisser,

Verfasser der Romane „Schubart's Wanderjahre" und „Der Blinde und sein Sohn."

Zweiter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1856.

Die

Züricher Mordnacht.

Eine Volksgeschichte

aus dem deutschen Städte-Leben in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Adolf Meißner,

Verfasser der Romane „Schubart's Wanderjahre" und „Der Blinde und sein Sohn."

Zweiter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1856.

16.

Ulrich von Bonstetten hatte sich ein schönes Ziel der Reise vorgesetzt. Nach der Mittagsstunde, wie er befohlen hatte, sein Pferd in Empfang nehmend, ritt er im Schritte aus der Stadt, dem Siehlthal entgegen, jener wunderherrlichen Höhe zu, deren Gipfel noch heute so zahlreiche Freunde der Natur herbeilockt. Die Burg freilich, welche einst von hier in das ernste Siehlthal hinabgeschaut, ist längst gebrochen und nicht einmal eine Ruine mehr als Zeugin der Lebensfülle sichtbar, welche einst hier gewaltet und in einer wilden Zeit die Herzen durch den treu bewahrten Samen menschlicher Bildung gemildert hat: aber die im vorigen Jahrhundert aus Staub und Vergessenheit hervorgezogene Manessische Liedersammlung ist ein dauernderes und beredteres Denkmal des Geistes, welcher diese Höhe belebt hat, als alle Ueberreste von Gemäuer und Ziegelstein. Nur von der Burgkapelle, die einst dicht am Fuße der Manegg gestanden, sind noch Theile vorhanden: der Alterthumsforscher erkennt

die Mauer des sechseckigen Chores mit einem in diese Mauer eingefügten, zierlich in Sandstein gehauenen Sakramenthäuschen und einen Theil des Schiffes der einstigen Kapelle in dem oberhalb des Dörfchens Leimbach auf einem abgesonderten Hügel stehenden Bauernhause, welches von den Bewohnern der Gegend mit dem Namen „zu Sant Gilgen" bezeichnet wird und mittelst dieses Volksausdrucks die geschichtliche Erinnerung an die Kapelle des heiligen Egidius erhält. Wo einst der Burgkaplan seinen Dienst gethan und die heiligen Geräthschaften in dem Sakramenthäuschen aufbewahrt hat, wird jetzt das Futter für die Kühe geschnitten und das Milchgeschirr zum Genuß der Städter blank erhalten.

Gleich einer Wasserbraut wird die Stadt Zürich von zwei Flüssen, der Limmat und der Siehl, begrüßt und der grüne See bildet sozusagen den Eingang zu der Brautkammer. Wenn die Limmat in gemessener Würde dem See entweicht, um die Stadt in zwei Hälften zu theilen und an beiden Ufern das städtische Gewerbe zu beleben, so kommt die Siehl durch Wald und Schlucht, die Bergwasser in sich aufnehmend, eilig und über das Gestein einherbrausend, wie ein toller Junge, bogenförmig um den kleineren Theil der Stadt gelaufen, um mit spritzendem Schaum und muthwilligem Geräusch den anmuthigen Ernst des

eingeengten und waldbekränzten Thales zu erhöhen, durch das sie der Vereinigung mit der Limmat am Ende der Stadt entgegenstürzt.

In das Siehlthal eingeritten, hatte der Freiherr von Bonstetten bereits die hohen Tannen im Gesichte, in deren Beschattung sich der feste viereckige Thurm erhob, welcher die Manegg genannt wurde. Südwärts neben dem Thurme stand ein geräumiges Wohngebäude, aus welchem man in den Thurm stieg, der selbst keinen Eingang von außen hatte. Der Thurm war von großen Quadern erbaut und weitverzweigter Epheu rankte sich um das dicke Gemäuer.

Eilen wir dem Reiter voran, dessen Roß, bei losem Zügel durch das Thal schlendernd, noch nicht einmal am Zugang zu der Burg angekommen ist, so finden wir den Herrn Manesse nach eingenommenem Mittagsmahle im Freien auf einer einfachen Bank sitzen, welche zu den Füßen des Thurmes angebracht ist. Der schöne Sommernachmittag hat auch seine Tochter Adelheid herbeigelockt, welche sich im Hauskleid auf den Rasen gesetzt und im Grünen ruhend ihre rechte Hand traulich in die Hand des Vaters gelegt hat. Der Epheu, welcher sich mit zahlreichen Wurzeln fest an das Gemäuer angelegt und den Thurm mit seinem immergrünen Gezweige hoch hinauf überzogen hat, ist zum Beweise seines Alters in Blüthe gekom-

men und webt über der Gruppe, die er mit dem Wechsel seiner Blätter überhängt, einen leichten Schatten.

Auf der Stirne des Manessen saß jene Heiterkeit des Mannes, welcher im Vollgefühle der Kraft das Bewußtsein vor sich herzutragen scheint, daß weder Schaden noch Gefahr ihn anrührt; in seiner äußern, obwohl zu dieser Stunde überaus einfachen Erscheinung lag jener feine Anstand, jene wahrhafte Eleganz, welche, für die angelernte Kunst und ihre Stümper unnachahmlich, nur der Adel und die Fülle des Geistes dem Menschen zu verleihen vermag. Die Tochter schaute zu ihm mit dem süßen Vertrauen eines Kindes wie aus dem grünen Thale zu der festen Gründung eines Felsens auf, welchen die gütige Natur aus freiwilligem Triebe mit dem Waldflor schimmernder Blumen besteckt hat.

„Daß uns doch Gott die schöne Sommerzeit vom Winter ungestört erhielte!“ sagte Adelheid Manesse, mit schwärmerischem Auge die schöne Landschaft überschauend, welche von dieser Höhe sich dem Blick eröffnet. „Wie frohlockend pranget hier der Wiesen Teppich, wie sonnig schimmert dort der See! Wie glänzend haben sich die Alpen in des Himmels wolkenloses Blau getaucht, und wie schön singen es uns die Vögel aus den Wipfeln aller Bäume vor, daß der

Sommer in das Land gekommen ist und Gott die Freude aller Menschen will!"

Es war eine Hand von ausgezeichneter Schönheit, welche Adelheid Manesse ausstreckte, als sie diese Worte mit einem Fingerzeige in die Ferne unterstützte.

„Fahre fort, o Kind," erwiederte der Vater mit Wohlgefallen, „die Menschen, die Mutter Erde und das Licht der Sonne zu lieben. Denn Gott liebt, wer die Schöpfungen Gottes liebt. Aber antworte mir: gefällt Deinem Auge nur das helle und sonnige Geschimmer auf den Wassern des Sees, nur der unbefleckte Glanz der in den Grenzen des Himmels ruhenden Schneegebirge? Schaue hier zur Linken! Reizt Dich nicht auch der felsenüberhangene und düstere Ernst des Thales, durch welches die Siehl im Kampfe mit dem widerstrebenden Gestein einherstürzt, reizt Dich nicht auch der dunkle Schatten, in welchem wir durch des Waldes Laubgewölbe, um unsere Andacht zu verrichten, zu der Kapelle des heiligen Egidius niedersteigen?"

„Wie könnt Ihr also fragen, edler Vater und Herr?" gab Adelheid zurück. „Wie herrlich ist der Anblick dieses engen, vom Wald umschloßnen Thales, zumal wenn darüber die Sonne leuchtet, und wie Herz und Sinnen erquickend der Schattengang zu unserer Burgkapelle?"

„Sieh, mein Kind," entgegnete Manesse, „so hat

Ruhe und Kampf, Frohsinn und Traurigkeit, Freud und Leid, Sommer und Winter seine weislich zugemeßne Zeit und in des Wechsels stärkender Mannigfaltigkeit erfrischt sich immerdar des Menschen Herz. Das Wasser kommt und geht, fließt ab und zu, und glücklich ist nur der Mensch zu nennen, in welchem die Frische und Beweglichkeit des Lebensquelles eher nicht erlischt, als die Pulse zu schlagen aufhören."

„Alle Welt rühmt die Jugend Euren Jahren nach," versetzte des Manessen Tochter mit dem Liebreiz des jungfräulichen Lächelns. „Könntet Ihr nicht auch auf Euer Kind die Kunst vererben, niemals alt zu werden?"

„Bist Du der Manessen rechte Tochter," erwiederte der Vater ebenfalls mit Lächeln, „so wohnt diese holde Kunst Dir von Natur schon inne. Liebe Dichtung und Gesang und des Alters Wechsel rühret Dich nicht an!"

„Wer hat an edlem Sange Lust,
Dem füllt die Brust gar edles Sinnen,"

entgegnete Adelheid, diese Strophe eines Liedes rezitirend, durch welches der Dichter Hadloub die Liebe des Geschlechtes der Manesse zu Kunst und Dichtung verherrlicht hat.

„Mein Großvater hat diese Burg von den Eschenbach erstanden," fiel Rüdger Maneß ein. „Scheint

nicht schon der Name dieser ersten Besitzer den Glorienschein der Poesie um die Zinnen der schönen Manegg zu weben? Noch zu meinem Vater (Gott habe ihn selig!) kam Wolfram von Eschenbach mit der Geige auf die Burg geritten, und wie oft ist Hadloubs Gesang von der Zinne dieser Burg erschollen! Von je ist hier des Burgherrn milde Hand durchlöchert gewesen, wie man sonst von den Händen der Könige rühmt, und kein Ritter oder Sänger hat hier Einlaß begehrt, dessen Becher von edlem Weine leer gestanden hätte. O du glückliches Land der Gebirgsthäler, deren Grün die Limmat, die Thur, die Sitter und die Steinach benetzt, du sangreiches Volk, wo der Rhein dem Bodensee zueilt! An der Straße nicht weniger als zu Hofe läßt von Alters her der fahrende Sänger seine Lieder hier ertönen."

„Ach, wie süß," fiel das Edelfräulein ein, „hat auf Schloß Vogelweid im obern Thurgau dereinst die Nachtigall geschlagen! Aber kaum das Echo lebt noch von den hehren, ritterlichen Sängern: die schönen Zeiten sind vorbei! In dem Gepfeife des Blasebalgens und der Säge zischendem Getön verstummt der süße Fidelbogen, welchen einst der Ritter ebenbürtig mit dem blanken Schwerte führte."

„Du unverständig Kind," schalt der Vater zärtlich. „Schilt das Geräusch der bürgerlichen Werkstatt

nicht, aus welcher noch — so Gott will — der höchste Ton erklingen wird! Der gute Herr Walther von der Vogelweide — ein Vogel im Käfig war sein Wappen; aber allzeit kam, was er sang, hoch herab aus den blauen Lüften, aus der höchsten Bäume grünem Wipfel. Es ist wahr, heute flattern die Sänger von Baum zu Giebeldach in unbändiger Freiheit, in zügellosem Schweifen, fast wie in des Habichts wildem Kreislauf, und in dem ordnungslosen Fluge tönet der Gesang matt und traurig, wie des Vogels Gekreisch aus des Käfigs Gitterstäben oder aus der dumpfen Ritze des Gemäuers. Wenn aber die Zeisige und Nachtigallen aufgehört haben von der Minne aus dem Gebüsch zu singen, werden die Schwäne ein gewaltig Lied der Wahrheit anheben mit lautem Schalle von allen Dächern der Christenheit. Und des gewaltigen Schwanes Nest wird die bürgerliche Werkstatt sein!"

Mit welch anmuthigem Zucken umzüngelte die Flamme des Geistes diesen edlen Mann, da ihn die prophetische Voraussicht in des Wortes ungewisser Ahnung durch den Dunst der Leidenschaften seiner Zeit zu dem aus Nacht heraufwinkenden Schein des Lichtes hinunterführte, welches ein armer, von seines Geistes Zerrissenheit in ein Augustinerkloster geworfener Handwerker-Sohn über der verfinsterten Welt entzündet und als eine unauslöschbare Leuchte der fernsten Zukunft

vorgesteckt hat! Verwundert sah das Edelfräulein dem väterlichen Herrn ins Angesicht, das von leichter Röthe angeflogen war.

„Euer Auge leuchtet, wie der Stern, der dem Tag vorangeht," sagte Adelheid, nicht wissend, wie sie Solches deuten sollte.

„So ist es," entgegnete Manesse, „schrittweise, niemals plötzlich kommt des Tages Helle; schüchternen Fußes und verkannt um seines grauen Gewandes willen schleicht er sich erst sachte und flüchtig durch die Dämmerung, ehe der Sonne Siegeszeichen an seinem hohen Thor erglänzt. — Hast Du das Liederbuch gelesen, Adelheid?"

„Ihr meinet die Lieder der Minne, welche hier auf Manegg gesammelt worden sind? Wie haben sie mir das Herz erfreut!"

„Gesammelt von meinem Großvater, dem Herrn Rüdger Maneß und seinem Sohne, dem Herrn Johannes, Chorherrn und Custos am Stift," versetzte der Ritter. „Sie haben manch' schönes Lied gewonnen und der Vergessenheit, so Gott will, für alle Zeit durch der Sammlung schönen Fleiß entrissen. Mag der Sang für immer Stamm und Wurzel auf dieser Burg behalten! Ich erachte es für ein glückliches Zeichen des Geschlechtes der Manesse, daß dieser Theil die zwei Gewappneten mit gezücktem Schwerte, jener

nicht, aus welcher noch — so Gott will — der höchste Ton erklingen wird! Der gute Herr Walther von der Vogelweide — ein Vogel im Käfig war sein Wappen; aber allzeit kam, was er sang, hoch herab aus den blauen Lüften, aus der höchsten Bäume grünem Wipfel. Es ist wahr, heute flattern die Sänger von Baum zu Giebeldach in unbändiger Freiheit, in zügellosem Schweifen, fast wie in des Habichts wildem Kreislauf, und in dem ordnungslosen Fluge tönet der Gesang matt und traurig, wie des Vogels Gekreisch aus des Käfigs Gitterstäben oder aus der dumpfen Ritze des Gemäuers. Wenn aber die Zeisige und Nachtigallen aufgehört haben von der Minne aus dem Gebüsch zu singen, werden die Schwäne ein gewaltig Lied der Wahrheit anheben mit lautem Schalle von allen Dächern der Christenheit. Und des gewaltigen Schwanes Nest wird die bürgerliche Werkstatt sein!"

Mit welch anmuthigem Zucken umzüngelte die Flamme des Geistes diesen edlen Mann, da ihn die prophetische Voraussicht in des Wortes ungewisser Ahnung durch den Dunst der Leidenschaften seiner Zeit zu dem aus Nacht heraufwinkenden Schein des Lichtes hinunterführte, welches ein armer, von seines Geistes Zerrissenheit in ein Augustinerkloster geworfener Handwerker-Sohn über der verfinsterten Welt entzündet und als eine unauslöschbare Leuchte der fernsten Zukunft

vorgesteckt hat! Verwundert sah das Edelfräulein dem väterlichen Herrn ins Angesicht, das von leichter Röthe angeflogen war.

„Euer Auge leuchtet, wie der Stern, der dem Tag vorangeht," sagte Adelheid, nicht wissend, wie sie Solches deuten sollte.

„So ist es," entgegnete Manesse, „schrittweise, niemals plötzlich kommt des Tages Helle; schüchternen Fußes und verkannt um seines grauen Gewandes willen schleicht er sich erst sachte und flüchtig durch die Dämmerung, ehe der Sonne Siegeszeichen an seinem hohen Thor erglänzt. — Hast Du das Liederbuch gelesen, Adelheid?"

„Ihr meinet die Lieder der Minne, welche hier auf Manegg gesammelt worden sind? Wie haben sie mir das Herz erfreut!"

„Gesammelt von meinem Großvater, dem Herrn Rüdger Maneß und seinem Sohne, dem Herrn Johannes, Chorherrn und Custos am Stift," versetzte der Ritter. „Sie haben manch' schönes Lied gewonnen und der Vergessenheit, so Gott will, für alle Zeit durch der Sammlung schönen Fleiß entrissen. Mag der Sang für immer Stamm und Wurzel auf dieser Burg behalten! Ich erachte es für ein glückliches Zeichen des Geschlechtes der Manesse, daß dieser Theil die zwei Gewappneten mit gezücktem Schwerte, jener

Theil den über ein Buch gebeugten Geistlichen im Wappen führt."

„Euch gebührt zumal der beiden Zweige Wappen, Herr!" entgegnete das Edelfräulein.

„Ohne daß der Besitzer dieser Burg jemals versäumt hat," fuhr Herr Manesse fort, „nach Zürich in die Stadt hinabzueilen, wenn der Klang der großen Glocke die Gemeine auf den Lindenhof berief, ist doch die Zinne, welche lockend von hier in die Einsamkeit des Siehlthals hinunterschaut, auch in der Zeiten wildem Kriegslauf eine süße Friedenszuflucht für alle Freunde des Schönen und Guten, für alle Meister des Gesangs geblieben. Wie oft kam einst der gelehrte Chorherr Konrad von Mure, Sänger bei dem großen Münster zu Zürich, des Grafen Rudolf von Habsburg Klerikus, zum Abend-Imbiß hiehergeritten! Diese Bäume haben den Gesang der Nachtigall aus dem obern Thurgau, diese Mauern die Zuschrift der Fabeln gesehen, welche Boner an den Freiherrn Johann von Rinkenberg in dem Oberlande der Berner gerichtet hat. Wie oft ist Johannes Hadloub als Gehilfe bei der edlen Liedersammlung hier erschienen!"

„Wer wollte sie auch alle nennen," fiel Adelheid Manesse ein, „die Edlen, Ritter und Pfaffen, welche über diese Zugbrücke schon geritten sind! Die Bischöfe

von Konstanz, die Grafen von Regensberg und Toggenburg, die Aebte von Einsiedeln und Petershausen!"

„Sie Alle," gab Rüdger Maneß zurück, „hat die Liebe zum Gesange hier vereinigt. Laß Dir etwas erzählen, Kind! Der edle Schenk Konrad von Winterstetten war einst ein gewaltiger Herr und hatte mehr denn tausend Mark Silbers jährliches Einkommen sammt seinem Bruder zu verzehren; ward aber arm hernach in der Zeiten kriegerischer Verwilderung und von Haus und Hof vertrieben. Da ging er zu Fuß durch die Lande, allein mit einem getreuen Knecht und bettelte von einem Herrn zum andern. So führte ihn die Fahrt auch auf die Burg Manegg, wo eben der Sänger viele versammelt waren. Er horchte, indem er den Becher dargereichten Weines trank, und hinweggeschwunden war von ihm das Gefühl der Dürftigkeit. Eine Thräne aus seinem Auge mischte sich in den Wein, und indem er wieder von dannen zog, gab der edle Schenk das Wort, er wollte all' seinen Reichthum nicht wieder nehmen um die Stunde, die er auf Manegg verbracht."

„O hartes Loos," rief das Edelfräulein aus, „von solchem Reichthum in solche Dürftigkeit zu fallen!"

„Was der Mensch an äußerlichem Gut besitzt," belehrte Herr Manesse, „das spült in so räuberischer Zeiten Wechsel über Nacht vielleicht die Fluth hinweg.

Reich ist nur, wer sich Schätze im Inneren gesammelt hat, deren unentreißbares Besitzthum uns über der Zeiten Räuberei erhebt. Das vergesse nie, mein Kind!"

„Wie sollt ich je vergessen, was Euer lieber Mund zu mir gesprochen?" erwiederte die Tochter, mit einer leisen Thräne in dem Auge zu dem Vater aufschauend.

„Sei fromm, beständig und verbleib dem Maaß getreu!" fügte Herr Manesse mit bewegter Stimme bei und legte seine Hand auf das Haupt des lieben Kindes.

17.

Sehen wir uns nach dem Reiter um, welchen wir in der Einsamkeit des Siehlthals verlassen haben, so treffen wir ihn am Fuß der Höhe, wie er eben an den Zugang zu der Burg heranreitet.

Der Reitweg, welcher diesen Zugang bildete, wäre auch für einen nachlässigen Reiter bequem genug gewesen. Derselbe zog sich in einem weiten Bogen von dem Dörfchen Leimbach aus über einen südwestlich gelegenen Vorhügel, welchen der Wanderer jetzt mit Weinbergen und einer kleinen Scheune besetzt findet, stieg allmälig den Berg hinan und mündete gegenüber dem Thurme, unter dessen Epheugezweig wir den Herrn Rüdger Manesse mit seiner Tochter Adelheid begrüßt haben, an einen Graben, welcher die Burg von dem übrigen Theile des Berges schied. Hier führte eine Zugbrücke über den Graben und zu dem ostwärts gelegenen Eingang des Wohngebäudes, aus welchem man in den von außen eingangslosen Thurm stieg.

Mit diesem Thurme in Verbindung stand noch ein kleiner, mit einer Mauer umfaßter Zwinger, welcher nach der Seite des Berges hin in den Burggraben hinabreichte.

Ulrich von Bonstetten ist bereits über die Brücke geritten, hat sein Pferd einem Knechte zur Pflege übergeben und wird, als ein Verwandter des Hauses und willkommener Gast, alsbald in das Wohngebäude geführt, in welches sich der Herr Manesse mit seiner Tochter, nach der Ruhestunde im Freien, zurückgezogen hat.

Graf Hans hatte, als er auf dem Ritt nach Rapperschwyl seinen Freund Bonstetten mit Adelheid Manesse neckte, der Schönheit der letzteren keine falsche Ehre angethan. Zwar schien sie eine jener Jungfrauen, welchen man, ohne daß man sich über den Grund eine Rechenschaft geben könnte, am Gesichte abmerkt, daß sie bald verblühen: aber eben jetzt, in der ersten Blüthe stehend, war sie ein überaus liebliches und feines Bild. Dem hochblonden, mit Seide durchflochtenen Haare, welches sich in feinen Löckchen um die Ohren ringelte und Wangen vom sanftesten Schmelz beschattete, ward durch den Abstand zu den braunen Augenbraunen, unter welchen sich die bläulichen Augen in süßem Schmachten bargen, ein wahrhaft jungfräulicher Reiz verliehen.

Adelheid Manesse saß in einer Ecke des Fensters, einen zierlich geschnitzten Spinnrocken zwischen den Knieen haltend. Denn das Edelfräulein auf Burg Manegg erachtete es weder zur Sommer= noch zur Winterzeit unter ihrer Würde, die weibliche Kunst des Spinnens zu üben. Der Flachs und die gedrehte Spindel, an welcher sich einst auch die Königin nicht schämte, haben niemals aufgehört, die sinnigen Zeichen der Poesie der Häuslichkeit zu sein.

Ulrich von Bonstetten, in das Wohngebäude eingetreten, hatte sein Schwert abgegürtet und dasselbe den Händen eines Dieners übergeben. Als Anverwandter des Manesse'schen Hauses (die Burgen Uster und Manegg standen stets in freundlichem Verkehr) hatte er hier immer willkommenen Zulaß. Als er in das Gemach getreten war, erhob sich Adelheid, unter sanftem Erröthen, alsbald von ihrem Sitze, stellte den Rocken zur Seite, stieg von dem Fußbänkchen herab, welches an ihrem Sessel angebracht war, und ging dem geliebten Vetter einige Schritte entgegen, um sich vor ihm in holdem Gruße zu verneigen. Sie trug ein Kleid von blauem Zindel, einem damals vielbeliebten, leichten Seidenstoffe und stand vor dem Jüngling in holder Züchtigkeit, der Blüthe gleich, welche in den Frühlingstagen das Grün der Bäume überschimmert.

„Adelheid Manesse," sagte Ulrich von Bonstetten nach der ersten Begrüßung, von dem Anblick dahingenommen und bald auf die blaugekleidete Jungfrau, bald auf den gelben Flachs an dem zur Seite gestellten Rocken schauend. „Ihr glänzet gleich der Kornblume aus den Aehren!"

„Süßer Schmeichler!" erwiederte das Edelfräulein und begab sich auf den Sitz in der Fenster-Vertiefung zurück, während Ulrich von Bonstetten in bescheidener Entfernung ebenfalls Platz nahm.

„Diese Perle der Burgen in den helvetischen Landen!" fuhr der von Bonstetten fort, „die reizende Manegg! Hier hebt sich der Morgen, vom Gesang der Vögel in den Wipfeln begrüßt, aus Birken und Tannen, um das Auge mit allen Herrlichkeiten der Natur zu locken, und das Dunkel der Nacht scheint sich nur dazu auf die Zier dieser Burg herabzulassen, damit am Abend all das in den Saiten wiederklinge, womit der schöne Tag das Herz erfüllt. Und des Sanges hohe Töne unterbricht des Schwertes edler Schlag oder der Spindel liebliches Geschwirr."

„Wißt Ihr nicht, Herr Ulrich," fragte Adelheid mit feinem Lächeln, „welches Zeichen des Gedächtnisses das Grabmal jener Tochter des großen Königs Otto schmückt, welche in Gott ergeben all ihr Leben nur das Schöne und Edle liebte?"

„Ihr meinet die edle Frau Luitgart, Gemahlin des Herzogs Konrad von Lothringen und Franken," erwiederte der Edelmann. „Ueber dem Grabe dieser Königstochter ist eine goldene Spindel aufgehängt. Ich nehme die Erinnerung dankbar an: auf Burg Manegg herrscht ein königlicher Sinn."

„Und unsere theuern Anverwandten auf Burg Uster," fuhr Adelheid zu lächeln fort, „haben allezeit Antheil genommen an solchem stolzen Erbtheil der Manesse. Wie gehabt sich Eure ehrwürdige Mutter, die edle Frau Anna von Seon?"

„Bald achtzig Jahre alt," versetzte der Sohn, „weiß sie noch immer durch häusliche Güte und Fürsorge die Räume der Burg Uster zu beleben. Sie entbietet Euch durch mich ihren Gruß und bittet, daß Euch diese Botschaft durch meinen Mund willkommen sei. Ihr wisset ja wohl, wie sehr sie Euch stets geliebt hat."

„Gott sei's gedankt!" erwiederte Adelheid Manesse. „Sie hat in guter Treue Mutterstelle an mir vertreten, nachdem meine edle Mutter, Frau Clara von Hertenberg, (Gott habe sie selig!) aus dem Zeitlichen geschieden war. Sie hat mich in meinen Thränen getröstet und ich werde nie aufhören, der Liebe zu gedenken, welche sie mir in jener betrübten Zeit erwiesen hat."

„Das weiß Gott im Himmel,“ entgegnete der Ritter theilnehmend, „Ihr habt an Frau Clara viel verloren, herzgeliebte Muhme! Doch ist Euch durch das Glück der väterlichen Wahl in Frauen Irmelgardis ein guter Ersatz beschieden.“

„Ist die Wahl des Gatten auch noch so glücklich,“ gab Adelheid zurück und das Blau ihrer Augen feuchtete sich von leisen Thränen, „dem Kinde wird das Mutterherz doch nimmermehr ersetzt.“

„Nimmermehr! Adelheid, nimmermehr?“ fragte Ulrich von Bonstetten bedeutsam.

Adelheid Manesse, durch diese plötzliche Wendung des Gespräches verwirrt, wie es schien, unterließ eine Antwort zu geben und zog den Spinnrocken heran, als ob sie sich an dem Bande, welches den Flachs umzog, etwas zu schaffen machen wollte.

„Euer Ohm, der Herr Hermann von Bonstetten, Abt von St. Gallen, war lange nicht mehr auf Burg Manegg zu Gaste,“ unterbrach sie hierauf das eingetretene Stillschweigen.

„Er fürchtet, wie ich denke,“ lächelte Herr Ulrich, „in den Straßen der Stadt Zürich dem Bürgermeister zu begegnen. Der Abt von St. Gallen sieht nicht gut zu den Züricher Neuerungen.“

„O des unseligen Haders!“ seufzte das Edelfräulein. „Auch von Eurer Tante, der frommen Frau

Aebtissin Anna von Bonstetten bei dem Frauenmünster hört man sagen, daß sie den geschehenen Neuerungen insgeheim gehaß sei."

„Von dem Propste zu Zürich, dem Herrn Grafen Kraft von Toggenburg nicht minder!" fiel der Ritter ein. „Das lang gehegte Bündniß, welches die Natur der Dinge und die Verwandtschaft der Interessen zwischen der Kirche und Geistlichkeit einerseits und dem landsässigen Adel und den Geschlechtern in den Städten andererseits geschlossen hat, könnte nur durch die fortgesetzte Gewalt der Zeiten gebrochen werden."

„Ihr seid dem Grafen Hans von Habsburg-Rapperschwyl sehr nah befreundet?" fragte Adelheid Manesse in ziemlich bangem Tone.

„Er ist mein Freund von Jugend auf und ich denke ihm Treu und Freundschaft zu bewahren," entgegnete der Ritter.

„Treue zu halten, das ist des Ritters Pflicht," antwortete das Edelfräulein ausweichend.

„Dem Freunde stete Freundschaft und den süßen Frauen die Minne!" erwiederte Herr Ulrich. „Schöne Muhme, Ihr habt es immer gnädig angenommen, daß ich Euch mehr als ein bloßer Anverwandter des edlen Hauses der Manesse sei: Ihr wißt es lange, wie hold ich Euch im Grunde meines Herzens bin. Sollte der Hader, der die Welt zerreißt, die zwei Herzen auch

zerreißen, welche das verwandte Blut und der Liebe geheimes Walten längst zu süßem Bund geeinigt hat?"

Ulrich von Bonstetten ergriff bei diesen Worten die Hand der holden Muhme und sie wagte nicht, ihm dieselbe zu entziehen.

„Bleibet meines Herzens Hort!" fuhr der Ritter dringender fort, als Adelheid zu reden sich nicht erkühnte. „Süße Rose! Liebt Ihr mich, wie ich Euch liebe?"

„Ich bin," hauchte Adelheid Manesse kaum hörbar über die Lippen, „den Befehlen meiner seligen Mutter, der Frau Clara von Hertenberg, niemals ungehorsam gewesen."

„Die hochgesinnte Frau!" rief Herr Ulrich aus. „Sie wollte die alte Freundschaft der edlen Geschlechter Manesse und Bonstetten durch einen jungen Bund der Liebe besiegelt wissen."

„Wie mir, so gab sie Euch auf dem Sterbebette ihren Segen!" fügte Adelheid mit bewegter Stimme bei. „Durch ihren Willen ist meine Hoffnung und mein Leben in Eure Hand beschlossen."

„Seid fortan meine Herrin!" fuhr Ulrich von Bonstetten fort, von solchem Geständniß der Liebe hochbeglückt. „Lasset mich würdig sein, das Lehen Eurer Liebe zu empfangen und nehmet den Schwur meiner Treue gnädig hin!"

Der Ritter war Willens, sich vor der Sitzenden auf das Knie zu lassen: sie aber ergriff seine Hände, um die Demüthigung des Mannes nicht geschehen zu lassen. Da zog er sie, da sank sie an sein Herz und das im Rath der Eltern vor Jahren schon beschlossene Bündniß ward durch den ersten Kuß der Liebe besiegelt.

18.

Kein Erforderniß edler Gastfreundschaft hat man auf der Burg Manegg jemals vernachlässigt gesehen. Nach dem Ritt an einem Sommernachmittage ist ein frisches Bad keine kleine Ergötzung. Alsbald nach der Ankunft Ulrichs von Bonstetten auf der Burg war von den Dienern Sorge getragen worden, ihm ein Bad zu bereiten.

Adelheid Manesse, als wollte sie den Anblick des Mannes fliehen, dessen Mund ihre Lippen berührt hatte, hatte das Gemach verlassen und bald darauf ward Herrn Ulrich von einem Diener angezeigt, daß das Bad in Bereitschaft stehe und des Gastes warte.

Während er in der Badestube verweilte, wurde auf den Befehl Adelheid's ein Imbiß von den Mägden in der Küche für ihn bereitet. Denn also wollte es die Sitte des edlen Hauses.

Nach eingenommenem Bade, eben im Begriffe, sich der bequemen Hauskleidung zu bedienen, welche er in der Badestube zu seinem Gebrauche vorgefunden

hatte, hörte Herr Ulrich in dem Hofraum der Burg das Lied eines fahrenden Sängers erschallen, welcher den von Hadloub gedichteten Preisgesang auf das Geschlecht der Manesse angestimmt hatte, um sich von dem Herrn der Burg eine milde Gabe zu erwerben.

Wo kann man finden so manch' Gedicht?
Man findet ihr' nicht im Königreiche,
Was man in Zürich sehen kann.
Man übt da viel den Minnesang.
Der Maneß rang gar tugendreiche,
Daß er das Liederbuch gewann.
Seinem Hof mögen Sänger sich neigen,
Ihn preisen sei's an welchem Ort;
Denn Sang hat Stamm und Wurzeln dort,
Und wo ihm ein Ort gut Lied möcht' zeigen,
Er würde darnach fort und fort.

Während der Anstimmung des Liedes schien sich in dem Wohngebäude der Burg ein Fenster geöffnet zu haben: wenigstens hörte Herr Ulrich, daß eine weibliche Stimme die Schlußstrophe wiederholte:

„Er würde darnach fort und fort.“

Durch eine solche Aufmerksamkeit nicht gering ermuntert, fuhr der Sänger mit erhöhter Stimme fort:

Sein Sohn, der Küster, nimmt auch gar
Des Sanges wahr; manch Lied der Minne
Die Herren gut gesammelt ha'n.
Ihr Lob beweiset wohl sich hie.

Wer lehrte sie im Anbeginne?
Der nahm sich ihres Ruhms wohl an.
Das that ihr Sinn; der richtet sie auf Ehren,
Wie's von Geburt an stets geschehn.
Sang, womit Frauen, schmuck und schön,
Man kann erhöhn, ihr Lob zu mehren,
Den wollten sie nicht la'n zergehn.

Nach Beendigung dieser Strophe hörte Ulrich von Bonstetten eine männliche Stimme von edlem Klange einfallen:

„Den wollten sie nicht la'n zergehn."

Der Sänger, durch diese neue Theilnahme neu gehoben, fuhr rascher, frisch und kräftig durch die Saiten, um den Gesang durch die Strophe zu beschließen:

Wer hat an edlem Sange Lust,
Dem füllt die Brust gar edles Sinnen.
Sang ist ein gar so edel Gut.
Nur edler Sinn nimmt seiner wahr,
Von Frauen klar, von edlem Minnen,
Von diesen zwei'n kömmt hoher Muth.
Was wär' die Welt ohn' Frauen hehr und schöne!
Denn wem ein Lied je wohl gelang,
Der dankt des Herzens hellen Klang,
Den guten Sang, die süßen Töne,
Der Frauen Reiz, die ihn bezwang.

Inzwischen war Ulrich von Bonstetten aus der Badestube getreten. Er trug ein bequemes, pelzverbrämtes Kleid, das dem Herrn Rüdger Manesse zugehörte.

„Der Frauen Reiz, die ihn bezwang."

wiederholte er mit nahe liegender Beziehung auf die Stimmung, in welcher er sich selbst befand.

Herr Rüdger Manesse hatte dem fahrenden Mann Speise und Trank vorsetzen lassen und noch mit eigener Hand eine Gabe hinzugefügt.

„Eure Hand ist allezeit durchlöchert, Herr Manesse," sagte Ulrich von Bonstetten, den edlen Gastwirth begrüßend, „Ihr habt es fürwahr nicht zu fürchten, daß Euch ein Sänger aus Rache für die mangelnde Milde eine Klette in den Bart, wie das fahrende Volk so gerne droht, oder einen Stein in den Garten werfe."

„Der Sorge Adelheidens soll jetzt die schuldige Ehre angethan sein!" erwiederte der Manesse abwehrend. „Säume nicht, zum Imbiß zu kommen, Ulrich!"

Es war ein einfaches Mahl bereitet, ein gesottener Kapaun und ein gefülltes Huhn. Ulrich nahm den Ehrenplatz am Tische ein, dem Wirthe gegenüber. Neben dem Gaste saß die Tochter des Hauses und schnitt die Speisen vor. Denn Frau Irmelgardis befand sich in der Stadt.

Adelheidens bemächtigte sich ein eigenthümliches Gefühl, als sie den lieben Gast in dem Kleide des Vaters vor sich sah. Derselbe schien ihr dadurch unendlich näher gerückt und obwohl noch einige Beklemmung des Herzens übrig bleiben mochte, jene Zaghaf-

tigkeit, in welcher sie den Anblick des Geliebten nach dem empfangenen Kusse fliehen zu wollen schien, war von ihr gewichen.

„Sei uns willkommen, Ulrich!“ sagte Herr Manesse, den jüngeren Anverwandten mit dem Rechte der Vertraulichkeit eines vorgerückteren Alters anredend. „Du hast einen schönen Tag zu dem heutigen Ritte auf die Burg Manegg gefunden.“

„Wo wäre der Tag, der hier nicht ein schöner Tag wäre?“ gab Ulrich fragend zurück. „Auch nicht ein Wölkchen ist am Himmel zu sehen.“

„Ist man jung,“ erwiederte Herr Rüdger, „so achtet man der Wolken nicht. Man erfreut sich der blauen Strecke, soweit sie reichen mag. Es sind trotz des klaren Himmels unheilvolle Wolken, welche sich zwischen Zürich und Rapperschwyl gelagert haben.“

„Ich glaube kaum,“ entgegnete der Herr von Bonstetten, „daß jemals die Zeit kommen kann, wo sich der Ritter und Edelmann von Grund des Herzens mit den städtischen Zünftern wird versöhnen können. Die Elle und das Schwert — wie wollten sie neben einander sich vertragen?“

„Höre einmal, Ulrich!“ versetzte der Manesse. „Meinst Du, es sei nichts, aus eigner Kraft, sei es auch mit der Hände rauher Arbeit, ein wohlbestelltes Haus zu bauen? Meinst Du, der Bürger, welcher

seine Werkstatt durch ruhelosen Fleiß belebt, um mit erfinderischem Geiste dem Holz, dem Eisen oder welcher rohe Stoff es immer sein mag, eine künstliche Gestalt zu geben, oder durch kein Hinderniß abgeschreckt mit seiner Waare zu Wasser und zu Lande durch alle Gegenden der Erde zieht, um mit Gut und Erfahrung bereichert nach Haus zurückzukehren, werde am Ende nicht Meister werden über den Ritter, welcher in wilder Rauflust sein Roß zu Tode hetzt, beim Humpen Harnisch und Schwert verzecht und in den Bedrängnissen der Völlerei die väterliche Burg dem Städter oder Juden verpfändet? Fleiß, Klugheit und Erwerb verlangen jetzt nicht weniger geachtet zu werden, als Geburt, Heiligkeit und Tapferkeit, und wer ein gut Gehör hat, der sollte fast das Knarren hören, mit welchem sich die Zeit zu einem wunderlichen Umschwung aller Dinge dreht."

Das Edelfräulein sah mit Bangen die Kluft, welche sich zwischen den Männern öffnete, und kredenzte, theils um die Aufmerksamkeit abzulenken, theils um der Sitte Genüge zu thun, dem Gaste einen neuen Becher Weines.

„Trinket, Herr Ulrich," sagte sie mit wehmüthiger Freundlichkeit, „auf das Wohlsein Eurer edlen Mutter, der Frauen Anna von Seon!"

„Möge sie noch lange leben auf Burg Uster," fiel

Herr Manesse ein und ergriff ebenfalls den Becher, um dem Gaste zuzutrinken.

„Ulrich, verüble mir es nicht," fuhr darauf Herr Manesse fort, indem er die Tochter durch einen Wink bedeutete, daß sie das Gemach verlassen möchte, „wenn ich ein vielleicht unerwartetes Wort zu Dir rede. Thue es Deiner alten Mutter zu lieb, daß Du die Sache des äußeren Zürich nicht länger zu der Deinigen machst!"

Ulrich von Bonstetten war über diese Wendung des Gespräches ziemlich betroffen. Hatte Rüdger Maneß etwa Kenntniß der Fäden, welche im Geheimen wider die Stadt Zürich gesponnen wurden, und wußte er bereits, wie weit sein junger Anverwandter dabei betheiligt war?

„Mit den verbannten Geschlechtern zu Rapperschwyl habe ich wenig oder nichts zu schaffen, Graf Hans von Habsburg aber ist mein lieber Jugend- und Kriegsgeselle," entgegnete Bonstetten ausweichend.

„Laß uns hierüber nicht rechten," versetzte der Manesse, „Du bist jung und hältst es mit dem um Zürich liegenden landsässigen Adel, mit welchem Geburt und Gewohnheit Dich verbunden hat. Bedenke aber, daß einem Manne, der sein Vaterland liebt, die Sicherung des öffentlichen Wohls vor jeder Privatrücksicht gehen muß und daß Dinge geschehen könnten, welche zur Rettung der werthen Stadt Zürich es noth-

wendig machen, daß man des Herzens weiche Regungen vergesse. Denn die Rettung der neuen Verfassung und der davon unzertrennliche Sturz der entarteten Geschlechter ist die Rettung der Stadt Zürich und ihre Bedeutung für die Zukunft deutscher Nation."

„Gestattet, edler Herr Manesse," erwiederte der durch den ernsten Ton des Gastwirths etwas eingeschüchterte Herr von Bonstetten, „daß ich ein freimüthig Wort zu Euch rede. Von dem neuen Bürgermeister hört man sagen, daß er ein Mann sei ehrgeizig, herrschsüchtig und fähig, eine Krähe für einen Falken zu verhandeln. Wie wollte man behaupten, daß die Erhaltung der Gewalt dieses Mannes so große Bedeutung habe?"

„Es handelt sich hier nicht um die Persönlichkeit," verwies Herr Rüdger, „sondern davon handelt sich's, daß der Bürger, welcher sich durch Umsicht, Fleiß und tapfere Beharrlichkeit zu einer früher ungeahnten Bedeutung emporgeschwungen hat und durch Interesse wie durch Neigung der treuste Freund des Kaisers und des Reiches ist, den Theil am Regimente habe und zwar gesichert für die Dauer habe, welcher seiner neuen Bedeutung gebührt. Glaube nur, aus der frommen Einfältigkeit und wackeren Beharrlichkeit der bürgerlichen Werkstätte kann für Kirche und Reich noch viel Großes geboren werden."

„Und das verlangt Ihr alles Ernstes, Herr Manesse," wandte der junge Mann verwundert ein, „daß die Nachkommen der edlen Geschlechter in den Städten der Herrschaft dieser Zünfter sich bequemen?"

„Ob ich's verlange?" erwiederte Manesse. „Nothwendigkeit und Einsicht müssen hier entscheiden. Was nicht zu ändern ist, das soll der Mensch zur freien Wahl sich machen. Nachdem die Verfassung der Stadt vermittelst der Zünfte auf Handel und Gewerbe begründet ist, sehe ich für die edlen Geschlechter, welche seit Jahrhunderten ausschließlich das Regiment geführt, nur zwei Wege offen. Entweder sie versöhnen sich aufrichtig mit der neuen Ordnung der Dinge und fügen sich dem Bürgerthume ein; denn sie werden dadurch nicht aufhören, als edle Zweige an dem gemeinsamen Stamm zu gelten, wenn sie anders nur zur Blüthe tüchtig sind: oder falls sie das nicht über sich vermögen, sie scheiden aus den Städten aus, beziehen ihre Burg oder anderes Gut und reihen sich dem landsässigen Adel ein. Ein Drittes weiß ich nicht. Nach meinem Sinne ist die erste Wahl: doch wer das Zweite ehrlich wählt, den will ich wenigstens nicht schelten."

„Euer edler Bruder, der Herr Heinrich Maneß im Hard," erwiederte Ulrich von Bonstetten etwas nachdenklich, „hat den zweiten Weg gewählt."

„So ist's," entgegnete Herr Rüdger. „Er hat sich mit den Züricher Neuerungen ebenfalls nicht vertragen mögen, hat freiwillig die Stadt verlassen, haust jetzt als freier Mann auf seinem Hof und Thurm im Hard und das Geschlecht der Manesse hat sich vielleicht für alle Zeiten in die auf Manegg und die im Hard getheilt. Bleiben aber nicht beide ritterlichen Stammes? Ich habe meinem Bruder im Hard über diesen Ausweg nie gezürnt."

„Haben aber nicht," versetzte Ulrich von Bonstetten, „Bürgermeister und Rath zu Zürich die herrschsüchtige Hand auch über ihn gelegt? Wurde er nicht angehalten, einen gelehrten Eid zu den Heiligen zu schwören, daß er mit seinem Hause und der Brücke im Hard der Stadt in Treuen warten, daß er mit seinen Kindern und seinem Gesinde allzeit vorsorgen wolle, damit den Bürgern der Stadt kein Schaden an Leib und Gut von seinem Hofe aus geschehe?"

„Allerdings," betonte Herr Manesse. „Doch hat er den Eid mit guter Vorbetrachtung, williglich und unbezwungenlich geschworen. Das kann, das darf nicht anders sein. Sollte die Stadt dulden, daß ihr Nachbar, ob er auch ein Ritter und edler Mann sei, ihre Feinde auf sein Haus lasse oder den Uebergang über die Limmat ihnen in die Hand gebe? Kann sie dulden, daß so viel Burgen und Höfe um die Stadt,

so viel Waffenplätze und Nester der Verschwörung wider sie seien? Herr Heinrich im Hard wird sich mit der neuen Ordnung der Dinge nie versöhnen; aber Zürich ist und bleibt seine Vaterstadt und er wird, auch ohne Eid, mit Kindern und Gesinde der Pflicht stets eingedenk bleiben, dieselbe vor Schaden und Verrath zu wahren."

„Wie?" fragte Ulrich von Bonstetten. „Sollten die edlen Geschlechter, welche um die Stadt auf Burgen und in Höfen sitzen, der Stadt Hüter werden?"

„So sollte es sein," bestätigte Rüdger Maneß. „Sie sind außerhalb der Stadt von dem Zunftregimente völlig unbelästigt und können, wenn sie nur die Stadt in ihren inneren Dingen ungestört gewähren lassen, in der Bedrängniß des Krieges oder anderen Nöthen Zuflucht innerhalb der Stadtmauern finden. Ich denke, die Nachkommen des Herrn Heinrich im Hard sollen sich auf ihrem Wasserthurm im Thal sehr wohl befinden: vielleicht blüht ihr Hof und Gut, wenn von dieser stolzen Manegg am Albis kaum noch eine Spur vorhanden ist."

„Mit dem städtischen Zunftregimente nicht versöhnt und doch an dem feindlichen Kampfe des Adels wider dasselbe keinen Theil nehmend," wandte Bonstetten ein, „mögen sie sich leicht daran genügen lassen müssen, die Wiesen am Ufer der Limmat abzu-

mähen, die Birnbäume auf dem Gute zu beschneiden und Kohl in dem Garten zu pflanzen, welcher zu den Füßen ihres Wasserthurmes liegt."

„Nicht Alle können auf hohen Burgen hausen, um der Waffen Geräusch und der Harfe Tönen zu horchen," entgegnete Manesse. „Verachte nicht jene friedliche Thätigkeit, welche die Scheunen füllt und den Wohlstand schafft, jene bescheidene Beschäftigung, welche den Mann in stetem Verkehre mit dem Walten der Natur erhält, seinen Geist für die Freiheit und zur Strenge der Freiheit, sein Herz zur Milde und zu menschlichem Wohlwollen erzieht! Laß Dir etwas erzählen, Ulrich!"

„Glücklich, wer Euch hören kann!" versetzte der junge Mann.

„Du kennst," fing Manesse zu erzählen an, „die fruchtbare Ebene, welche unweit der Stadt Zürich zwischen dem Rücken des Uetliberges und der mit der Siehl vereinigten Limmat sich ausbreitet. Hier ragt, von den Wellen des vorbeirauschenden Flusses bespült, von dem Grün des weithin ausgebreiteten Wiesenteppichs umgeben, von den Geländen der Weinberge begrüßt, welche von dem rechten Ufer der Limmat zu dem einfachen Bild herüberschauen, die alte Behausung der Manesse, der mächtige Hardthurm, aus dem Schatten herrlicher Fruchtbäume hervor. Die ganze

Lage des alten Thurmes ladet zu den Freuden des Landbaus, zur Stille und Einfachheit des Lebens, nicht zu ritterlicher Lust, zu Waffenspiel und Fehde ein. Mein Bruder Heinrich liebte schon als Knabe diesen Aufenthalt besonders: ich war allezeit lieber hier in der Höhe auf Burg Manegg, im Walde, unter Tannen und auf dem weit ausschauenden Söller. Eines Tages nun — ich war noch ein Knabe — kam ein alter Mann zu uns auf Burg Manegg, welcher noch als Kreuzfahrer das heilige Land gesehen hatte und jetzt als Harfner in der Armuth Bitterkeit umherzog, um sein Brod bei der Milde reicher Leute zu suchen. Noch heute steht vor meinem Auge die edle Gestalt in dem weißen Haupthaar und mit dem langen Barte, welcher silbern fast bis zur Brust herabhing. Der Lieblingsplatz meines Vaters war die Zinne dieser Burg, wo er oft in Gedanken saß, wenn die Sonne hinter dem Uetliberg versank und den purpurnen Glanz ihres Unterganges drunten über den See verstreute. So führte er denn auch den greisen Harfner zu der Zinne. Der Mond stand über den Häupten der Burg; in der Ferne schien der See wie ein in Fluß gebrachtes Silber durch das glänzende Geschimmer sich zu regen; regungslos in seinem Dunkel aber stand der Siehlwald und rings war tiefes Schweigen. Da schlug der Greis, auf der Zinne

sitzend und das schöne Land überschauend, die Saiten der Harfe mächtig an, daß es weithin in der nächtlichen Stille scholl. Es war das Siegeslied der Templer, das er sang, und sein Auge leuchtete vom vollen Glanz der Jugend im Gesange. Ich hatte mich ohne des Vaters Wissen herbeigeschlichen, um dem Lied des fremden Mannes zu horchen, und mein Auge quoll von Thränen über. Als das Lied beendigt und der Vater meiner ansichtig war, wollte er mit raschem Worte meinen Fürwitz strafen; aber der Harfner besänftigte den Zorn und zog mich zu sich in seinen Schooß. Alsbald hatte der wunderbare Mann, der mir heilig schien, da er die Kreuzesfahne geschaut, mir das Herz auf die Zunge gelockt. Ich beneidete ihn, daß sein Ohr im heiligen Kriege den Trompetenschall gehört, erzählte, daß mir die schwarzen Tannen in den Holzen ab der Burg Manegg viel lieber wären als all die herrlichen Fruchtbäume, aus welchen unser Haus im Hard hervorschaue, und daß ich um all die Frucht, welche auf den Feldern unseres Hofes an der Limmat wachse, den Epheu nicht vertauschen wollte, der hier in der Höhe in den Ritzen des Burggemäuers wuchre, ja sprach am Ende auch den Wunsch aus, daß mich der väterliche Willen nie in die einsame Behausung verbannen möchte, auf deren Wiesen die Kühe unserer Ställe weiden. Da stellte der Mann

seine Harfe beiseit, hob mich empor und setzte mich auf seine Kniee. Kind, sagte er, achte Wiese und Fruchtbaum, Aehre und Rebe, und die Arbeit ihrer Pflege nicht gering! Es wird die Zeit kommen, wo das Eisen der Pflugschaar den Menschen höher steht als des Schwertes Klinge, und friedliche Menschen werden auf dem Hofe im Harde glücklich sein, wenn längst die letzten Trümmer der Burg Manegg verschwunden sind."

Ulrich von Bonstetten hatte der Erzählung aufmerksam zugehört. Es trat ein Stillschweigen ein, während dessen der Gastwirth die Becher füllte, um den Nachtisch, welcher in Brod und etwas Käse bestand, durch das edle Getränk zu würzen.

„Das lautet, wie ein Prophetenspruch," unterbrach endlich der junge Mann das Stillschweigen. „Möge Gott abwenden, daß er in Erfüllung gehe!"

„Das Wort kommt mir oft zu Sinne," fuhr der Herr Manesse fort. „Ulrich, Dich zieht mehr Erziehung, Umgang und Gewohnheit als das innere Wesen zu der Feindschaft wider die Stadt und ihre Zünfte hin. Lasse das! Es wird ein schlimmes Ende nehmen und es sollte mir in der Seele um Dich leid thun."

„Meinet Ihr, vieledler Herr," fragte Bonstetten

ziemlich nachdenklich, „ich solle der Herr Heinrich im Harde auf Burg Uster werden?“

„Das ist es, was ich meine,“ versetzte Rüdger Maneß in ernstem Tone, „wenn Du anders noch zum Guten und Klugen freie Hand hast. Die Beziehungen, welche Du mit meiner lieben Tochter Adelheid unterhalten hast, sind mir nicht entgangen und ich wollte nichts wider die Verwirklichung des Wunsches haben, welchen meine verstorbene Gattin, die in Gott selig sei, auf dem Sterbebette kund gegeben hat. Aber lieber würde ich den Befehl der Verbannung meines eignen Kindes unterzeichnen, als daß ich dasselbe an der Seite eines Feindes meiner Vaterstadt sehen möchte. Kein Mitleid ist so groß, daß es an diesem Worte etwas ändern könnte.“

Ulrich von Bonstetten war durch diese Erklärung nicht wenig betroffen und suchte vergeblich nach einer passenden Erwiederung.

„Euer Segen wird mir nicht fehlen, edler Herr Manesse,“ sagte er, nur um eine Antwort zu geben.

„Du trägst schon eines Manessen Gewand,“ erwiederte Herr Rüdger mit einem lächelnden Blicke auf das pelzverbrämte Oberkleid, in welchem der Gast zu Tische saß. „Werde auf Uster ein anderer Maneß im Harde! Kein Bonstetten darf sich dessen schämen. Bist Du aber, dieser steten Fehde- und Raublust

ledig, in ein würdiges Verhältniß zu der Stadt getreten, meinst Du nicht, daß Dir ihre Thürme stattlicher, der Spiegel des Sees unverletzlicher, der Saum der Alpenkette goldener als seither erscheinen werde?"

Der Abend war herangerückt und Ulrich von Bonstetten ritt mit sehr getheiltem Herzen und zwiespältig in Gedanken über die Zugbrücke von Manegg zurück. Die Abendglocke läutete vom Thurme, als er an dem Thore der Stadt Zürich anlangte, und der Knecht wartete seiner an dem Helmhaus. Der Ritter Rudolf Biber aber, welcher unter der Pickelhaube des Knechtes sich verbarg, wußte sich die verdrießliche Wortkargheit nicht zu deuten, womit der sonst so gesprächige Begleiter, das Pferd über die Gebühr anspornend, seines Weges ritt.

19.

Der Straußenwirth hatte sich in Narren=Manier und Fratzenschneiden in einer Weise eingelernt, daß er seine burleske Täuschungskunst nicht auf den Verkehr mit den Menschen beschränkte, sondern selbst auf seinen Umgang mit Gott übertrug. In einem Herzen, dessen ganzes Sinnen im Rachebrüten aufgegangen ist, wird Alles zur Lästerung; selbst der Gedanken einsamer Verkehr mit jenem göttlichen Walten, das über der Menschen Schicksal gesetzt ist, muß sich zur finstern Lästerung verdrehen.

Es war ein heller, sonniger Morgen und das Gedräng der Bevölkerung in den Straßen der Stadt Zürich schien auf eine Festlichkeit besonderer Art zu deuten. In der Herberge zum Straußen freilich, welche in einer der engen und schmutzigen Gassen des Niederdorfes lag, waren der Sonne Strahlen sehr seltene Gäste; aber der Straußenwirth hatte sich wenigstens nach einem gegen Morgen gelegenen Fenster gewendet und wie zur Andacht das Baret vom Kopfe abgenommen.

„Welch ein elender Stümper an Rache ist der Mensch!“ murmelte er, das Baret in den gefalteten Händen haltend, sodaß die daran befindliche Feder abwärts schwankte. „Und wie großartig dagegen, o Gott, ist Deine Rache! Dank Dir, großer Rächer im Himmel! Den ärmlichen Schnupfen, den ich mir in der Schnelle zugezogen, hast Du durch eine furchtbare Pest gerächt, welche eine Nachfrage nach Todtengräbern macht, wie seit Deines ersten Geschöpfes, des Adams Zeiten noch niemals gewesen ist; das spöttische Geschaukel, das die Stadtknechte mit meinem armen Leibe trieben, hast Du durch das großartige Gepolter der Erdbeben gerächt, welche Städte, Burgen und Dörfer gleich umgeblasenen Kartenhäusern durch einander warfen; die rothen Augenlider, mit Verlaub zu sagen, meine Triefaugen, hast Du durch ganze Ströme, durch Meere von Blut gerächt; denn die Juden vergeben jetzt den Christen mit Gift, als ob sie's mit Mücken zu thun hätten, und die Christen schlachten die Juden ab, als ob sie schwarzgraue Katzen wären. Allmächtiger Meister der Schöpfung, Du bist ein allmächtiger Meister der Vernichtung! Gebirge von Elend — Dir sind sie, wie die neckischen Dörnchen an den Rosenstielen; Meere, die dunkelroth sind von Blut, Dir sind sie wie der Thautropfen, der am Morgen von der Sonne beschienen an dem Laub des Birnbaums hängt.

Aber laß auch mir, Deinem Knecht, noch etwas übrig, großer Meister im Mord! Meinen Schnupfen, den Spott mit mir, das Triefen meiner Augen hast Du kolossal gerächt: die Warzen aber, die Du mir an die Nase gesetzt hast, Herr und Schöpfer, diese Warzen laß mich selber rächen!"

Hätte der Straußenwirth ein Recht gehabt, sich zu dem Weltenschöpfer in eine Beziehung zu setzen, wie er mit diesen in das Kleid des Gebets vermummten Flüchen that, so hätte er allerdings in den entsetzlichen Schrecken, welche damals, namentlich gegen das Ende des Sommers 1349 über die Menschheit verhängt waren, eine kolossale Rache für die ihm widerfahrene Unbill finden können.

Der von grausamen Erdbeben angekündigte, mit den Gräueln der Judenverfolgung verknüpfte Einbruch jener furchtbaren Pest, welche unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist, trug nicht wenig dazu bei, die Absichten der Verschwörer wider die Stadt Zürich zur Reife und endlichen Verwirklichung zu bringen. Wenn alle Gesetze der Natur aus den Angeln gewichen zu sein schienen, sollten die verrotteten Gemüther nicht eine Aufforderung darin gefunden haben, den Einsturz der Gesellschaftsformen mit dem furchtbaren Wanken der Naturgesetze zu vermischen?

Es war der Stadt Kirchweihe, der St. Felix-

und Regula=Tag, welchen der Straußenwirth mit seinem sonderlichen Morgengebet begrüßt hatte. Die Leute vom See, vom Albis und vom Limmatthale waren herbeigeströmt, um unter der Entfaltung des ganzen Gepränges der kirchlichen Ceremonien jener Zeit den Himmel um Wendung der Leiden anzuflehen, deren Schrecken die Menschheit in ihren Grundfesten erzittern machten. Wir sehen unter dem Vortritt der gesammten Geistlichkeit der Stadt eine unabsehbare Prozession nach dem Lindenhofe ziehen. Die Rathsherren der Stadt tragen in vier großen und vier kleinen Särgen die Reliquien der Schutzheiligen Felix und Regula, so zwar, daß zum ersten die Frau Aebtissin sammt den Herren und Frauen des Capitels der Abtei mit ihren Särgen, darnach der Propst und die Chorherren der Stift zur Probstei ebenfalls mit den ihnen zugetheilten Särgen, alsdann die drei geistlichen Orden der Stadt, hierauf die zwölf Zünfte, deren jegliche vier köstliche Kerzen hat, wohl mit Gold vergüldet, und endlich das übrige Volk Gebete murmelnd daherzieht. Auf dem Lindenhofe finden wir vier Gezelte aufgerichtet; unter dreien wird Messe von den drei Orden, unter dem vierten ein gesungen Amt gehalten; in der Mitte des Hofes aber, unter offenem Himmel, ist ein Kanzelstuhl errichtet, welcher von einem der zahlreichen Geistlichen bestiegen wird, um in einer

Predigt vor allem Volke die Barmherzigkeit des Himmels anzuflehen.

Die Feierlichkeit mochte sich bis an den Mittag verzogen haben, zu welcher Zeit sich die Prozession wieder in gleicher Ordnung in die Stadt hinabbegab, jegliches Capitel und Orden heim an seinen Ort, das Volk aber sich in den Gassen und Häusern zerstreute.

In den drei Kriegsknechten, welche aus dem feierlichen Gefolge der Reliquien-Särge alsbald nach dem Niederdorfe in die Herberge zum Straußen wandern, scheint die auf dem Lindenhof begangene, religiöse Festlichkeit keinen sehr nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben. Wenigstens sitzen sie, kaum in der Herberge angekommen, schon fest beim Weine und scheinen darüber nicht wenig froh zu sein, daß das Kreuzeschlagen mit dem Klappen des Humpens vertauscht ist.

„Meister Straußenwirth!“ rief der Aelteste von den Dreien, ein grauhaariger und sonnverbrannter Mann, welcher in seinem Koller eine wildkriegerische Figur machte.

„Herr Ritter Johann von Steinegg!“ erwiederte der Gastwirth herbeieilend. „Was steht zu Euren Diensten?“

„Ihr keltert Euern Wein durch die Kratzbürste, wie mir scheint,“ versetzte der Kriegsmann. „Wenn

wir den Sold, welchen wir für geleisteten Kriegsdienst vom Rathe der Stadt Zürich empfangen, Jahr aus Jahr ein hier in Wein umsetzen, so bringet auch ein Gewächs auf den Tisch, welches des ehrsamen Rathes würdig ist!"

„Daß Euch die Kratzbürste in den Hals fahre, Herr Ritter!" entgegnete der Straußenwirth, eine Grimmasse schneidend, deren Lächerlichkeit das kecke Wort entschuldigen zu sollen schien. „Gelüstet's Euch auf das Wohl des Rathes der Stadt Zürich zu trinken, so ist dieser Wein der beste, den Ihr dazu finden könnet."

„Der Duckmäuser mit seinen langen Giftfingern!" fiel der untersetzte und breitschulterige Mann ein, welcher des von Steinegg's Tischnachbar war. „Er hat als Bäcker gelernt, was man als Weinwirth treiben muß, um zu ungerechtem Geld zu kommen. So lang der Brune regiert, hängt der Lasterkorb niemals zu hoch für Euch."

„Kein Wunder, daß Ihr so vierschrötig seid, Herr Burkhard!" gab der Straußenwirth zurück, indem er den Sprecher mit den Blicken einer wilden Katze maß. „Ihr seid aus Bern gebürtig und ein Blidenmeister. Das möget Ihr entscheiden, Herr Junker von Wildenstein, wer da gröber ist, der Meister oder sein Geschütz?"

„Das mögt Ihr nur selber prüfen, Meister Straußenwirth!“ erwiederte der Jüngste von den Dreien, der Junker Eglof von Wildenstein. „Was habt Ihr zu essen? Das Beten macht hungrig, wie ich spüre.“

„Wildbraten mit Pfeffer, Herr, Fische mit Reis, Wurst und frischen Hammelbraten.“

„Euer Speisezettel ist wohl bestellt,“ fiel Johann von Steinegg ein. „Kann man zum Hammelbraten auch ein Gericht Bohnen haben?“

„Warum nicht — wenn's beliebt, Herr Ritter?“ antwortete der Straußenwirth mit einem stechenden Blicke auf den Fragesteller.

„So bringt mir Hammelbraten mit Bohnen!“

„Mir Wildbraten mit Pfeffer!“

„Und mir für zwei Mann Wurst sammt einem Teller Salmklöse!“ fügte der Blidenmeister Burkhard bei.

„Für zwei Mann Wurst!“ wiederholte der Straußenwirth. „Ihr scheint es nicht erwarten zu können, Meister Burkhard, bis Ihr in dem Pesthause schwarz lieget.“

„Mögen Euch die Beine erlahmen!“ erwiederte der Blidenmeister. „Was geht das Euch an? Säumet nicht länger und macht die Bestellung in der Küche!“

Der Straußenwirth rückte das Baret auf dem Kopfe, um seine Willfährigkeit zu bezeugen, und entfernte sich, wie befohlen war.

„Meister Burkhard!“ sagte darauf der Edle von Steinegg. „Euch scheint es wenig zu kümmern, daß der schwarze Schnitter jetzt die Menschen wie schlechte Halme hinwegmäht und in Basel vom Eschheimer bis zum Rheinthor keine drei Ehen ganz gelassen hat!“

„Mag die Welt aussterben,“ versetzte der Blidenmeister trocken, „wenn mir nur der Rath der Stadt Zürich richtig meinen Sold bezahlt!“

„Salmklöse mit Wurst sind immer besser als Peitschenhiebe,“ fiel der Junker von Wildenstein lachend ein. „Sollten wir um der Pestilenz willen den Rücken entblößen und uns unter den tollen Schwarm der Geißler mischen? Mögen Andere sich kasteien und den Rücken zerfleischen: der Kluge wird die Stunde, je ungewisser sie ist, desto gieriger genießen. Mit verdoppeltem Triebe schäumt der Lebensbecher in der Hand des Todes über. Schwarzer Tod, reiche mir den Lebensbecher!“

„Iß Wurst und trinke so viel Maß Bier, als Dein Sold ausreichen mag, mein Junge!“ ermahnte der Blidenmeister. „Thu' auch Schulden dazu, so viel nur immer der Bürger Knickerei zulassen mag, damit Du nie allzulang das Frauenhaus versäumst. Kommt Dich die Laune an, so magst Du auch Dein Roß dem Fall des Würfels übergeben; denn es gehöret ja der Stadt zu und aus der Stadt Seckel vermag man wohl

ein anderes zu kaufen. Junge, das ist meine Medizin wider die Pestilenz und ich befinde mich gut dabei."

„Für uns," fügte der Ritter von Steinegg bei, „macht der große Sterbend nirgends eine Erbschaft ledig und ob auch auf der See die Mannschaft in den Schiffen ausstirbt, das verlassene Kaufmannsgut schwimmt nicht in unsern Hafen. In drei Tagen gesund und todt, so hat's die große Pestilenz: in drei Stunden gesund und todt, so haben wir's alle Tage auch ohne Pestilenz."

Inzwischen trug der Straußenwirth die bestellten Gerichte auf.

„Die Klöse sind heiß wie die Hölle!" sagte der Blidenmeister, der sich die Zunge an einem Klösenstück verbrannt hatte, dessen Umfang ein klassischer Zeuge für die weite Oeffnungsfähigkeit seines Mundes war, indem er mit den Fingern schnalzte. „Ist das Zeug am Judenfeuer gekocht?"

„Es ist ein lustig Feuer," bemerkte der Straußenwirth, „doch ist's gut, mit seiner Christen-Haut davon zu sein."

„Die armen, schreienden Teufel!" fiel der Junker von Wildenstein ein, in dessen Kehle der Pfeffer am Wildbraten einen wilden Durst geweckt zu haben schien. „Weil sie in dieser Pestzeit so vernünftig waren, kein

Brunnen= und Cisternen=Wasser zu trinken, bratet man sie jetzt allenthalben schockweise wie die Gänse."

„Laß es gut sein, Junge," versetzte der Bliden=meister, „man bratet das goldene Fett aus ihnen."

Der Straußenwirth riß sein Baret vom Kopfe und wedelte mit der Feder, als ob er eine Flamme anzuschüren hätte.

„Puh! Puh!" blies er dazu, um sofort seinem Feuereifer Luft zu machen. „Mag Keiner entkommen! Auch die lombardischen Wechsler im Rüden gehören dazu, vor allen der von der Stadt zum Kawersch an=genommene Wucherer Pelleta, der Astenser. Haben sie nicht die Brunnen in der Christenheit vergiftet?"

„Haben sie die Brunnen vergiftet oder nicht, mei=netwegen braten sie wohl!" fiel der Ritter von Stei=negg ein.

„Nach Wurst und Klösen kommt die Würfellust," unterbrach Meister Burkhard. „Bringt die Würfel, Straußenwirth!"

„Soll ich in des Bürgermeisters Hände fallen?" erwiederte der Gastwirth. „Ihr wisset doch, daß das Würfeln in den Herbergen durch Rathsbeschluß ver=boten ist."

„Diese Meister Seifensieder!" rief der Junker von Wildenstein aus. „Und als ob sie Fürsten wären, lassen sie sich von uns an ihren Kesseln hüten."

„Sie haben das Geld im Seckel, Junge," belehrte der Blidenmeister.

„Ich denke, wie der Wildensteiner," sagte der Ritter von Steinegg. „Ein Wort im Vertrauen, wakkere Kriegsgesellen! Ihr könnet die übrigen Bohnen abtragen, Straußenwirth."

„Lasset hören!" entgegneten die Zechgenossen und steckten vertraulich die Köpfe zusammen, während der Gastwirth die Ueberbleibsel der Mahlzeit abtrug.

„Ihr kennet den Herrn Ulrich von Matzingen?" fragte der von Steinegg.

„Wer sollte ihn nicht kennen? Er ist ein wackrer Degen."

„Kommt vor einigen Tagen," erzählte der Ritter von Steinegg, „der Herr Ulrich von Matzingen zu mir geritten. Bin zwar von ritterlichem Stamme, so gut als er; aber das Rittergut der Steinegger ist in der Juden Tasche gefallen, die man jetzt auf den Scheiterhaufen dafür röstet, daß ein Steinegg monatlich den Städtern für empfangenen Sold quittiren muß. Also die sonderliche Ehre — was konnte der Herr Ulrich von einem Kriegsmann des Züricher'schen Rathes wollen?"

„Wo der Matzingen zu Euch ritt," versetzte der Blidenmeister, „wollte er sicher Reisige für eine geheime Sache werben."

„So ist es, Meister Burkhard," entgegnete der Ritter. „Er wollte mich nebst einer Zahl Reisiger für den Dienst eines mächtigen Herrn in der Nähe werben."

„Und wem soll die Fehde gelten?" fragte der Junker von Wildenstein aufmerksam.

„Das weiß ich selbst noch nicht so recht," antwortete der Edle von Steinegg. „Der Herr Ulrich von Matzingen vertraute mir, die Fehde gehe nicht an solche Stätte, da ich Widersagens bedürfe; überhaupt sei kein Herr noch edler Mann im Land dabei gefährdet und für die Theilnehmer nur Vortheil zu gewarten."

„Das läßt sich hören," fiel der Blidenmeister ein. „Nach dem Wind des größeren Vortheils dreht sich unser Hahn. Denn wo der habelose Kriegsmann seinen Leib für anderer Leute Sache einsetzt, soll er vor allen Dingen darnach fragen, auf welcher Seite das größere Gut erworben wird. Darf man wissen, wer der mächtige Herr denn eigentlich ist, für dessen Dienst von dem Herrn Ulrich von Matzingen geworben wird?"

„Der Herr Graf Hans von Habsburg-Rapperschwyl," erklärte der Ritter mit vorsichtig unterdrückter Stimme. „Aber das bleibt zwischen uns, ihr werthen Gesellen!"

„Als der Blidenmeister Burkhard aus Bern diesen Namen hörte, schien ihm alle Lust an dem neuen Unternehmen vergangen zu sein. Auch der Junker von Wildenstein schaute ziemlich mißtrauisch drein.

„Steht man bei den Gläubigern in sicherer Besoldung, soll man auf ungewissen Sold zu dem Schuldner übertreten?" fragte Meister Burkhard, indem er nach einem tüchtigen Zuge aus dem Weinkrug den Mund mit dem Aermel abwischte. „Herr, wer Hab und Gut verpfändet hat, bei dem ist nicht gut in Dienste treten."

„Ich kam ohne Roß und Harnisch in die Stadt," bemerkte der Junker von Wildenstein ausweichend, „und habe meine 31 Mark Silber Züricher Gewichts für ein Jahr vorausempfangen. Da muß ich wohl im Dienste des Züricher Raths verharren."

„Gerade umgekehrt, mein Junge," belehrte der Blidenmeister. „Unter solchen Umständen ist der Fall für Dich ein anderer. Vorausempfangner Sold brennt in der Tasche und macht einen guten Reitersmann des Diensteids ledig."

„Es ist wahr," fing der Ritter von Steinegg wieder an, „der Habsburger hat Hab und Gut verpfändet und der Städter könnte ihm über kurz oder lang dieselbe Unbill anthun, welche den Edlen von Steinegg von dem Juden widerfahren ist. Aber wer

gut rechnet, nimmt nicht immer bloß den Vortheil des Augenblicks in Anschlag."

„Ich verstehe," versetzte der Blidenmeister. „Zwar dürfte der stumme Vogel in der Hand stets besser sein als der singende Vogel auf dem Zweig: aber die Karte ist hier so gemischt, daß man sich allerdings bedenken möchte. Wenn der Herr Graf zu Rapperschwyl im Geheimen werben läßt, wirbt er sicher für die Sache der vertriebenen Geschlechter, die auch bei den Kosten betheiligt sind. Gestehet's frei, Herr Ritter, es handelt sich um eine Sache des äußeren Zürich wider das innere Zürich."

„Ich vermuthe das selber so," gab der Edle von Steinegg zu. „Man bemerkt auf allen Burgen der Umgegend eine sonderliche Unruhe und der ganze Adel, der dem See entlang sitzt, scheint sich bei der neuen Sache zu betheiligen. Selbst der Herr von Landenberg, obwohl er ein Gegner Oesterreichs ist, giebt seine Berittenen dazu, ja man erzählt, sogar der Toggenburger sei jüngst zu einer Unterredung mit dem Grafen Hans auf der Burg Rapperschwyl erschienen. Wie wollte man sich aber erklären, daß alte Feinde zu Freunden werden, wenn nicht eine Fehde wider den gemeinsamen Feind Aller im Anschlag wäre?"

„Das sind kitzliche Dinge," fiel der Junker von Wildenstein ein. „Denn wir befinden uns in diesen

Mauern wie in des Bürgermeisters Mausefalle. Und haben wir nicht mit dem Solde die eidliche Verpflichtung übernommen, die Räthe der Stadt und die Bürger gemeinlich zu warnen, wenn wir etwas hören sollten, das ihnen schädlich werden möchte?"

„Eglof, sei kein Kind!" unterbrach der Blidenmeister. „Ist nur der Sold darnach, was kümmert's uns, ob die Herren im Regimente wechseln? Das Mark Silber behält sein Züricher Gewicht, ob Dir's ein Zünfter oder ein Geschlechter ausbezahlt. Für die Gesundheit des Bürgermeisters und seiner Räthe mag die Leibwache sorgen. Das sind die treuen Hunde: wir sind zu bessern Dingen aufgehoben."

„Wir bleiben im Dienste der Stadt hin wie vor, wenn der Habsburger in der Fehde Meister wird," belehrte der Ritter von Steinegg, „nur daß wir alsdann den Empfang des erhöhten Soldes dem zurückgeführten Rathe der Geschlechter zu quittiren haben."

Dem Blidenmeister schien die Sache nachgerade äußerst einzuleuchten. Mit aufgestütztem Ellbogen, den Kopf zur Seite in die Hand neigend, schaute er nachdenklich in seinen Weinkrug, als ob prophetische Weisheit daraus zu schöpfen wäre.

„Ich bin aus Bern und die Berner rechnen gut," unterbrach er das eingetretene Stillschweigen. „Wenn der ganze umliegende Adel wider die Stadt Zürich

zusammenhält, werden die Pfaffen der Stadt in dem Bunde auch nicht fehlen. Die Herrengewalt will der Städterlist mächtig werden. Und jetzt wo die Zünfter mit ihren Weibern ob dem großen Sterbend zittern, wie eine Heerde Schafe, werden sie bei einem unerwarteten Angriff auf den Feind eilen, wie die Katze ins Bad, und wird ihr Muth aufs Fechten gestellt sein wie die Schnecke auf den Sprung. Topp — Herr Ritter Johann von Steinegg, haltet Ihr fein reinen Mund, so will ich von Euch für den Dienst des Herrn Grafen Hans von Habsburg-Rapperschwyl geworben sein."

„Wo unser Blidenmeister vorangeht, bleibe ich nicht zurück," fügte der Junker von Wildenstein bei. „Bei dem blauen Blümlein in dem schwarzen Felde wird für einen Wildensteiner mehr Ehre zu holen sein als unter des Bürgermeisters Rechenpfennigen, und wenn der Zünfter seines langen Uebermuthes quitt wieder von dem Rathhaus geht, mag ihm der neu eingesetzte Geschlechter auch meinen vorausempfangenen Sold zu dem Uebrigen auf die Rechnung setzen."

„Ich habe mich in Euch nicht getäuscht, Ihr wackeren Gesellen!" rühmte der Ritter von Steinegg.

„Straußenwirth! Füllet die Krüge mit frischem Weine auf!" befahl der Blidenmeister.

„Ihr seid ein Geißler im Trinken, Meister Burkhard!" scherzte der Junker von Wildenstein. „Ihr kreuziget die Kehle, wie die Geißler den Rücken wunden."

„Du hast Recht, Junge, des Weines Schärfe ist darnach," versetzte der Blidenmeister und stimmte in rauhen Tönen eine Strophe jenes Gesanges an, durch welchen die lustigen Kriegsleute zur Zeit der Pestilenz der büßenden Brüder spotteten:

Wer unsere Buß will pflegen
Soll Roß und Ochsen nehmen,
Gäns' und feiste Schwein',
Damit so gelten wir den Wein.

Der Straußenwirth hatte wohl herausgemerkt, daß unter den drei Männern etwas Besonderes vorgegangen war. Als sie sich zum Aufbruch rüsteten und der Ritter von Steinegg die gemeinsame Zeche bezahlte, mischte dieser eine Bohne unter die Geldstücke, welche er in die Hand des Gastwirths gab. Der Straußenwirth verstand alsbald das Zeichen, unterdrückte aber die Verwunderung.

„Frisch auf, Herr Ritter!" raunte der verschmitzte Gaukler dem Gehenden ins Ohr. „Die Bohnensäcke werden bald ein so gesuchter Artikel wie die Todtenbahren sein."

20.

„Was soll das Klagen und das Schreien? Diese verwirrende Weiber-Ungeduld?“ sagte der Bürgermeister Brun, mit großen Schritten durch seine Wohnstube zu St. Peter gehend, während sein hoffährtiges Weib auf einem gestickten Seiden-Polster unter dem Käfig eines Papagei's in der Fensternische saß. „Nur standhaft und sich selber gleich — das hilft auch über die Schrecken des Todes weg!“

„Seid nicht ungerecht, Herr Bürgermeister!“ erwiederte das Weib, sich auf dem Polster so stolz aufrichtend, daß der Kopfputz nahe an das Käfig streifte. „Ist es etwa um der elenden Spanne Leben willen, die Euch und mir noch übrig ist? Nein und noch einmal nein. Aber das gefräßige Ungeheuer, dieser schwarze Tod — ist er nicht nahe daran, das stolze Gebäude einzustürzen, das wir Stein um Stein so mühevoll emporgethürmt, und einen öden Grabhügel über der Herrschaft unseres Hauses aufzurichten?“

„In der Selbstbezwingung lernt man Andere be=

zwingen," entgegnete der Bürgermeister. „An der fortgesetzten Selbstbeherrschung übt man sich, die gewonnene Herrschaft über Andere festzuhalten. In Dingen des gewöhnlichen Lebens, zumal jetzt in dieser Prüfungszeit, kein Uebermaß von Kummer und Genuß, in Dingen der Regierung kein Uebermaß von Herrschaftsübermuth und Volksgunstschmeichelei, das ist die Kunst, die mich emporgehoben, die Kunst, die unser Haus auf der erstiegenen Höhe halten wird. Ist jetzt nicht die ganze Stadt voll der Rede von dem Hause des Manessen? Er reitet von Manegg in die Stadt herab, wie zu jeder andern Zeit, und keine Befürchtung gewinnt in seinem Herzen Raum. Dem Beispiel des Hausherrn aber folgen Frau und Tochter und hin wie vor erklingt auf der Burg das Harfenspiel, also daß auch das Gesinde des Hauses die Geschäfte des Tages munter und sorgenlos verrichtet. Willst Du, daß vor der Sonne des Manessenhauses des Brunen Haus im Schatten stehe?"

„Des Manessen zweites Weib, die Irmelgardis mir als Beispiel?" gab die Bürgermeisterin mit einem Gekreisch des Unwillens zurück, das die Stimme des Papagei's erreichte. „Das mondsüchtige Burgfräulein mir zur Nachahmung? Das laßt mich nicht zum zweitenmale hören. Immer und immer der Manesse! Der hochmüthige Träumer! Ach — daß ich ein Mann

wäre, ich wollte ihn die Demuth lehren, wär's auch nur, daß er eines fremden Mannes Kleid auf seines Weibes Bette fände!"

Wie es schien, aufgemuntert durch das Gekreisch der Bürgermeisterin, leierte der Papagei sein eingelerntes Thema ab: Fra—u Br—un! Frau B—run!

„Daß Gott doch endlich diese Leidenschaftlichkeit wenden möchte!" klagte der Bürgermeister. „Ich unglückseliger Mann, den eine ewige Unruhe wie den abgebrochenen Zweig in dem zischenden Schaume eines Strudels auf- und niedertreibt! Du zerrst wie mit glühenden Zängchen ohne Aufhören an den blutenden Adern meines Herzens."

„Ein so fleischernes Wachsherz!" schmähte das Weib. „Ein Mann von Deiner Stellung soll ein Herz von Stahl im Leibe tragen. Nur des Aberglaubens Wahn, der seine Luftgebäude selbst verderbt, will die leckende Flamme durch frommes Segensprechen löschen. Du bist es Dir und der Sicherheit unseres Hauses schuldig: übe bei Zeit des Herzens schreckenlose Festigkeit für die Dinge, welche eine nahe Zukunft bringen könnte."

„Ueben? Ich verstehe nicht, worauf Du zielst. An welchen Dingen üben?" fragte der Bürgermeister.

„Daß Du noch fragen kannst!" entgegnete die Gattin. „Ueberhörst Du das Ungestüm, womit das

Flackern der Scheiterhaufen für die Brunnenvergifter von dem Volke verlangt wird?"

„Jener Sanct Matthäus-Abend, da ich einmal dem Verlangen nachgab, brennt mich noch heute auf der Seele," versetzte Rudolf Brun. „Soll ich fortfahren, die Qualen meiner selbst zu mehren?"

„Der Altar, der im Münster über des armen Knäbleins Gebein erbaut ist, schreit er nicht um neue Rache zu dem Himmel?" fragte die Bürgermeisterin. „Das Kind, das arme, vierjährige Kind des Schuhmachers zu der Wyden! Am Schühlein zog es sein Gespiele, welcher auf Stelzen durch das Bächlein in dem Neumarkt ging, aus dem Schlamm hervor. Die Juden haben das Würmlein in den Schlamm geworfen, nachdem sie das Blut von ihm genommen. Du weiches Herz! Rühren Dich nicht die Thränen der kinderlosen Eltern?"

„Weib, Du schürst noch den Wahnsinn, welcher unter der Hefe des Volkes Platz gegriffen hat?" entgegnete der Bürgermeister. „O des schaudervollen Kreislaufs einer solchen Gewalt! Vom Blute in das Feuer und vom Feuer in das Blut willst Du mich stürzen?"

Herr Brun sank bei diesen Worten wie erschöpft in einen am Tische stehenden Sessel und stützte den Kopf unter tiefen Athemzügen in die Hand.

„In Zeiten, wo das Rad der von Alters her überkommenen Ordnungen aus der verbrauchten Achse weicht und durch des Waldes Dickicht die Wege einer unsicher geahnten Zukunft gebrochen werden müssen, sollen die Führer sich bequemen, das ihrer Einsicht und Energie vertrauende Volk an jene Dinge zu gewöhnen, welche der Menschen abgeschwächte Nerven schrecklich finden," erwiederte das hartherzige Weib. „Du bist keine Stunde sicher, ehe die Geschlechter vernichtet sind, und um sie zu vernichten, bedarfst Du ein Feuer und Blut gewöhntes Volk."

„Mit dem Blute ist's, wie mit dem Golde," versetzte der Bürgermeister. „Die Begier wird nie gesättigt und macht zum Knechte statt zum Herrn. Ein allzu angespanntes Uebermaß der Herrschaft stößt den Herrscher in die Abhängigkeit von den Untersten der Beherrschten. Soll ich's nach oben noch gewaltsamer als seither treiben, damit nach unten mein Beutel jedem Lumpen offenstehen, mein Rücken sich vor jedem Zunftknecht bücken muß? Meinst Du, ich soll es treiben, bis ich an keinem Holzhacker mehr vorübergehen kann, ohne zu fragen: Meister, wie haut Euer Beil?"

„Gott besser's mit Euch, Herr Bürgermeister!" gab die Frau zurück. „Sind Eure Augen blind, Eure Ohren taub geworden? Riechet Ihr nicht den aufquellenden Saft, welcher in dem Qualm der Pestilenz ver-

borgen zischt? Ich täusche mich nicht: die Schrittsteine vor dem Rathhause riechen nach Blut, nach einem Blute, dessen Spuren das geübte Auge des Verdachtes zwischen dem äußeren und inneren Zürich verzettelt sieht. Glaubet mir, Herr Bürgermeister: es geht etwas Sonderliches vor."

Der Bürgermeister schwieg und schien zu sinnen.

„Auch ich," sagte er darauf, „sehe lange Etwas in der Luft, wie die wirbelnden Angstfiguren aus dem Rauche eines Scheiterhaufens. Dem Pfaffen, der am Altare singt, steckt etwas Unbekanntes in der Kehle; auf den Stirnen vieler Bürger sitzt ein unerklärter Schatten und es sind unheimliche Spuren, welche die Hufe der Rosse in der Erde zurücklassen, deren ab- und zureitende Eile die Angeln aller Burgthore der Umgegend in beständigem Knarren erhält. Es könnte dessen noch Rath werden, was Du ohne Aufhören begehrst."

Die Frau Bürgermeisterin erheiterte im ganzen Gesichte, als sie das letzte Wort vernahm, stand von ihrem Sitze auf, nahm ein Stückchen Zucker und machte sich mit dem Papagei zu schaffen.

„Ein Zückerchen, grüner Bube!" schmeichelte sie dem Vogel.

„Es wird Rath werden," wiederholte der Bürgermeister. „Die Verhältnisse sind mächtiger als die Men-

schen und im Zwang der Dinge geht die Verantwortlichkeit der Personen unter."

Das lauernde Weib verstand den Sinn dieser Andeutung alsbald.

„Du denkst, man soll den Verräthern nicht zuvorkommen?"

Der Bürgermeister antwortete nicht, schien aber, weniger zur Antwort, als in Gedanken, wie er war, leise mit dem Kopf zu nicken.

„Man soll wissentlich sie anlaufen lassen, wie die Schweine an den Spieß?" fuhr das Weib zu fragen fort.

Der Bürgermeister erhob sich von seinem Sitze und ging wieder mit raschem Schritte durch die Stube.

„Man trägt sich zu Rapperschwyl mit einem Gewaltstreich wider die Stadt, das ist keine Frage," erklärte er sich endlich. „Soll man dem Angriff zuvorkommen, ihm vorbeugen? Trotz Schrecken und schwarzem Tod — wir sind stark genug, die Verräther zu erwarten. Man fängt sie in ihrer eigenen Falle: Ein Streich kann sie Alle vernichten."

„Dem Himmel sei Dank!" rief die Bürgermeisterin aus. „Du willst es selbst, was ich begehre, und nur die Zeit abwarten, wo sich Dein Wille in den Mantel der Nothwendigkeit verhüllen kann?"

„Sind die Verräther in dem innern Zürich mir nicht gefährlicher, als die unmächtigen Racheschmiede

zu Rapperschwyl?" fragte Brun fast wie im Selbstgespräche. „Aber ich habe keinen Beweis an sie und ob ich auch Beweis hätte, des Rechtes verlangsamende Schneckenform giebt des Volkes Leidenschaften Siebenmeilenstiefel und könnte mir nichts frommen. Auch habe ich es satt, immer mein bloßgestelltes Ich diesen Schuldigen entgegenzusetzen, die für das Blutgerüst berufen sind. Die Klugheit verlangt es so, das Wohl der Stadt und meine eigne Sicherheit, daß ich das begonnene Verbrechen sich vollenden lasse."

„Wohlan!" erwiederte die Bürgermeisterin. „So dürfte die Schneide eines und desselben Schwertes die doppelten Verräther treffen, die Verräther im innern und im äußern Zürich zumal. Sind erst die finstern Pläne, welche sie wider Dich auf den Ritterburgen und in den Hinterstübchen der Bürgerhäuser spinnen, in die offenen Gassen der Stadt herabgestiegen, dann hilft den Hinterlistigen kein Leugnen, den Verschworenen kein Rücktritt mehr, und ohne Dein persönliches Zuthun wird der für seine Sicherheit besorgte Bürgerstand die nie ruhende Partei auf Einen Schlag vernichten."

„Zur Bürgschaft des Gelingens freilich," fiel der Bürgermeister ein, „wäre ich Eines Dinges sehr bedürftig. Es ist ein Verdacht, auf welchen unser Plan gefaßt ist, obwohl allerdings ein sehr begründeter Ver-

dacht. Aber um alle Maßregeln zum Empfange der Verräther wohl zu treffen, muß ich aus den Kreisen der Verdächtigen sicherere Kunde haben. Ich dachte schon an Ulrich Thye, diesen Schreier. Wäre nicht auf heimlichem Wege mit Geld an ihn zu kommen?"

„Bezahlter Dienst," versetzte Frau Brun, „soll bei wichtigen Dingen erst in zweiter Linie stehen; freiwilliger Dienst wird heller sehen und das Bessere verrichten. Gieb mir drei Tage Zeit! Ich will einen ehrlichen Späher schaffen."

„Frau Brun," entgegnete der Bürgermeister, „bringet Ihr mir einen verläßlichen Mann zur Stelle, welcher Zutritt in dem Lager der Verschworenen hat und Tag und Stunde ihrer finstern Plane mir verräth, so will ich mit Sehnsucht der Katastrophe warten, die bevorsteht."

Der Papagei fand in der lauten Rede des Bürgermeisters eine neue Aufforderung, sich in das Gespräch zu mischen. „He—rr Br—un! Herr B—run!" kreischte der Vogel und Herr Brun sah zum Danke sich nun auch seinerseits bewogen, dem Thiere in den Käfig ein Zuckerstück zu reichen.

21.

Den Tag darnach sehen wir im Hofe des Hauses zu St. Peter ein Roß von edler Art an einem Pfosten des Gartenzaunes angebunden und einen jungen Mann damit beschäftigt, dem stolzen Thier ein Hufeisen aufzuschlagen. Der Handwerksmann hat zu seinem Geschäfte eine Art tragbarer Feueresse, ein Becken mit glühenden Kohlen und eine Beschlagsbank zur Hand, auf welcher alle für den Hufbeschlag erforderlichen Geräthschaften in guter Ordnung beisammengehalten sind. Das Thier hält unter der Hand des jungen Mannes, dessen gewandte Kraft es zu fühlen scheint, geduldig stille und wo es ungeduldig werden will, wird es alsbald durch einen derben Schlag mit der Faust zurechtgewiesen.

Das alte Eisen sammt den darin befindlichen Nägeln ist schon vom Hufe abgenommen und der letztere mit dem Wirkmesser bereits gehörig ausgeschnitten. Der junge Mann war eben damit beschäftigt, die Kohlen in dem Becken anzublasen, um das neu aufzu=

schlagende Eisen in das rechte Stadium der Gluth zu bringen, als er sich über den Gartenzaun herüber von einer weiblichen Stimme angesprochen hörte, welche ihr natürliches Gellen zu unterdrücken und in diesem Augenblicke einen besonderen Ton der Freundlichkeit in die Worte legen zu wollen schien.

„Guten Tag, Meister Grawe! Gott ehre ein ehrbar Handwerk!“

Der Hufschmied schaute von seiner Arbeit auf und sah, eine gute Länge über den Gartenzaun hervorragend, ein Weib von verwelkten Zügen, deren Auffrischung eine offenbare Zuthat der Kunst war. Der Handwerksmann schien das mit der zweideutigen Süße einer herablassenden Freundlichkeit zu ihm herüberlächelnde Weib alsbald zu erkennen; denn er beeilte sich, ehrerbietig die Mütze abzunehmen.

„Mit Gunst, Frau Bürgermeisterin!“ erwiederte der junge Mann. „Gott thut durch Euren Gruß dem Handwerk Ehre an. Er gebe Euch einen glücklichen Tag!“

„Lasset Euch nicht in der Arbeit stören, Meister!“ fuhr die Frau mit freundlichem Zuwinken fort. „Das Roß hält fürwahr so fromm wie ein Lamm unter Euren Händen.“

„Ein schweres Roß, den Mann auch im schwersten Harnisch zu tragen tüchtig!“ sagte Heinrich Grawe,

das Pferd mit Wohlgefallen und Kennermiene beschauend. „Ein ächter Friesländer, für einen Mann in Rüstung immerhin tauglicher als der feine Araber des Herrn Manessen! Es ist kein anderes Pferd so derb kräftigen Schlages wie dieses in der Stadt.“

„Findet Ihr, Meister?“ versetzte die Frau. „Der Araber ist für den Spazierritt trefflich; der schwerere Leib des Friesländers aber bewährt sich in dem ernsten Handel. Meister Grawe, scheint Euch das Eisen heiß genug?“

„Ein Hufeisen, zu heiß auf den Fuß gelegt, thut dem Pferd nicht gut,“ entgegnete Grawe freimüthig, indem er das Eisen aus den Kohlen zog. „Die Kirschrothglühhitze ist die beste, damit das Horn des Hufes nicht getödtet wird.“

„Wie Ihr ein Kenner Eurer Sache seid!“ lächelte die Bürgermeisterin, mit Wohlgefallen dem hübschen Manne zuschauend, der eben so kräftig als gewandt den Hammer schwang, um die Nägel in das Eisen und durch den Huf zu schlagen. „Setzet das Eisen fest auf, Meister! Das Roß wird's brauchen können.“

„Das Leibroß des Herrn Bürgermeisters!“ erwiederte der Schmied. „Es ist würdig, die Last zu tragen, welche der Stadt Zürich so theuer ist.“

„Vielleicht bald wieder in den Streit mit den Feinden dieser Stadt zu tragen!" ergänzte die Bürgermeisterin. „Die Uebelthäter! Daß dem fleißigen Bürger der Stadt doch niemals Ruhe werden soll!"

„Gewiß — recht schlimme Zeiten!" bestätigte der Schmied, indem er sorglich die durch den Huf geschlagenen Nägel umnietete. „Ich könnte aus eigener Erfahrung ein Wort davon erzählen."

„Aus eigener Erfahrung?" gab die Frau zurück, dem Zaune näher tretend und das an dem Pfosten angebundene Pferd an der Stirne streichelnd. „Darf ich Euch bitten, zu erzählen, Meister Grawe?"

Der Schmied trug eben den Beschlagbock herbei, um den Fuß des Pferdes darauf zu setzen und die Hufwände glatt zu raspeln.

„Mit Gunst, gnädige Frau Bürgermeisterin!" versetzte Heinrich Grawe, die Raspel an die äußere Hufwand des Pferdes setzend, um das Scharfe und Splittrige davon hinwegzunehmen. „Recht gerne will ich es erzählen, wenn Euch zu hören nicht verdrießt."

Die Bürgermeisterin horchte mit nicht geringer Spannung auf und das Pferd spitzte die Ohren, als ob es die Neugierde der Herrin theilte.

„Ich war vor einigen Tagen zu Rapperschwyl," erzählte Meister Heinrich, ungestört in seinem Geschäft fortfahrend. „Mein Vater hatte dort Geld einzu-

ziehen — eine unbedeutende Summe, zehn Pfund — und hatte mich um meine Begleitung angegangen. Nachdem das Geschäft abgethan war, gingen wir in Johann Schafli's Herberge zu Rapperschwyl und fanden allda beim Weine eine erkleckliche Zahl der vertriebenen Geschlechter. Mein Vater ist mit vielen von ihnen als Knabe aufgewachsen und sie grüßten ihn freundlich. Wie es ja nicht anders sein kann, kam die Rede bald darauf, wie es in Zürich mit den geschehenen Neuerungen ergangen wäre, und da ich schwieg, fingen sie ziemlich unverblümt zu fragen an, ob mir zu trauen sei. Wenig in der Stimmung, um mich in Gespräche einzulassen, erwiederte ich: Trauet Ihr mir nicht, so traue ich Euch auch nicht. Eben der kurze Bescheid aber schien sie anzuziehen. Sie suchten mich von dem Unrecht zu überzeugen, das ihnen Allen widerfahren sei, und schwuren bei hohen Eiden, daß die Zeit kommen werde, wo sie wieder in die Stadt zurückkehren. Der hoffährtige Herr Ulrich Thye war auch zugegen und mochte schon vom Morgen in der Herberge gesessen haben; denn er hatte des Weines zu viel getrunken. Da sprach und prahlte er denn ohne Sorge, daß Jeder, der dawider wäre, daß die Geschlechter wieder in die Stadt kommen, gestochen und enthauptet und Alle, die von den Neuerungen nicht abgehen, an die Köpfe geschlagen; dagegen Alle,

welche den Vertriebenen rathen und helfen, zu hoher Ehre und vielem Gut erhoben werden sollen. Hätten wir, hörte ich sagen, seiner Zeit nur ihrer Viere beim Grind genommen, durch welche diese Neuerung geschah, so wäre all das Unglück nicht über uns und die Stadt gekommen: doch soll es nicht zu lange währen, bis wir das Versäumte nachholen."

„Zählten sie unter diese Viere auch den Herrn Rüdger Manesse?" fragte die Frau, sich aufmerksam über den Zaun lehnend.

„Nein," erwiederte Meister Grawe, „aber obenan den Herrn Bürgermeister Brun. „Endlich drang Herr Thye offen in mich, ich solle, wie die ehrbarsten Bürger thun, zu der Sache der Vertriebenen halten und es werde mich sicherlich nicht gereuen, wenn ich erst wisse, wie umsichtig man die Sache werbe und anfahen wolle. Aber ich schnitt alle fernere Lockung durch die Antwort ab, daß ich nicht wüßte, wie man denjenigen einen ehrbaren Bürger nennen könne, welcher wider seinen Eid, sowie wider die Ehre und den Nutzen der Stadt, so freventlich handeln wollte. Aus dieser meiner eigenen Erfahrung also, gnädige Frau Bürgermeisterin, möget Ihr ersehen, wie drangvoll diese Zeiten sind und wie freventlich der Menschen Uebermuth beflissen ist, die Schrecken zu mehren, welche die Natur über uns Alle jetzt verhängt hat."

Wäre der Schmied nicht allzu eifrig mit seiner Raspel beschäftigt gewesen, so hätte ihm das freudige Gefühl der Befriedigung nicht entgehen können, welches namentlich gegen das Ende der Erzählung auf dem Gesicht der Bürgermeisterin zu lesen war. Es war, als ob ihr ein bereits gelungener Plan vor dem intriguanten Geiste schwebte.

„Haltet es, Meister Grawe, meiner Neugierde zu gut," hub die Bürgermeisterin bedächtig an, „wenn ich darnach frage, ob in der Herberge zu Rapperschwyl nicht auch von dem Herrn Grafen Hans die Rede war?"

„Meines Wissens nicht," versetzte Heinrich Grawe und legte, mit dem Geschäfte an dem Huf des Rosses fertig, auf der Beschlagbank die Geräthschaften wieder in Ordnung.

„Oder war von keinem Manne die Rede, welcher in weißem Mantel und mit der Muschel an dem Hute einige Tage vor dem Maifeste insgeheim die Stadt Zürich besucht habe?" fuhr die Bürgermeisterin, indem sie Miene machte, sich zu entfernen, mit gleichmüthigem Ton zu fragen fort.

Die plötzliche Erinnerung an das Maifest trieb dem jungen Manne das Blut in das Gesicht. Er hatte den abschlägigen Bescheid des armen Mädchens indessen nicht verwinden können; Zorn und Scham

übermannten ihn, so oft er dessen gedachte. Seine Hand zitterte, da er eben im Begriff war, das Pferd von dem Gartenpfosten abzulösen.

„Von einem Mann im Pilgerkleide? Nein, gnädige Frau Bürgermeisterin, davon habe ich nichts gehört,“ sagte er, verlegen den gelben Kinnbart streichend, um die innere Bewegung zu verbergen.

Die Bürgermeisterin weidete sich nicht gering an der Verlegenheit des Mannes, welcher mit der Schamröthe im Gesichte, dem blonden Barte und in dem sauber aufgebundenen Schurzfell gar stattlich vor ihr stand.

„Wie? Mein liebwerther Meister Grawe!“ bemerkte die Bürgermeisterin, mit listigem Bedacht Oel in das angefachte Feuer gießend. „Solltet Ihr also in Gedanken leben und in des Herzens Träumerei, daß Ihr allein nicht wisset, wovon alle Kinder reden in der Stadt Zürich?“

„Ich weiß von nichts,“ erwiederte Heinrich Grawe aufmerkend.

„Ach — daß dieses Roß den Herrn Bürgermeister, meinen Herrn, bald zum entscheidenden Strauße tragen möchte!“ fuhr das Weib mit einem Seufzer fort. „Bis in das innerste Heiligthum der Familien ist die ruhelose Wühlerei der Banditen eingedrungen. Selbst das Schutzheiligthum der Stadt ist ihrer Entweihung

nicht entgangen. Daß es so weit mit uns kommen mußte! Mit dem Erzfeinde der Stadt die anscheinend unschuldigsten Bürgerskinder in mehr als zweideutigem Einverständniß!"

„Ihr sprechet für mich in Räthseln, gnädige Frau Bürgermeisterin!" versetzte der Schmiedemeister, indem er sich an dem Seile zu schaffen machte, an welches das Pferd gebunden war.

„Ihr wüßtet also nicht, was die ganze Stadt weiß?" zischte das giftige Weib. „Nicht, daß man Hildburg, des Schiffers Bachsen Tochter, in der Kapelle unserer Heiligen mit einem sonderlichen Pilger in geheimer Zusammenkunft betroffen hat? Rathet, wer der Pilger war!"

Heinrich Grawe, überrascht und keine Antwort findend, zog in der Verwirrung dermaßen an dem Seile, daß sich das unwillige Roß gewaltig bäumte und die Bürgermeisterin von dem Zaun zurückwich.

„Der Pilger war," sagte die Bürgermeisterin, sich von neuem über den Zaun lehnend, nachdem der gewandte Mann das Roß wieder zur Ruhe gebracht hatte, „der Pilger war kein Anderer als der Herr Graf Hans von Habsburg-Rapperschwyl."

„Daß Dich die Pest!" murmelte der Schmiedemeister in verbissenem Grimme zwischen den Zähnen.

„Meister Grawe," fuhr die Hinterlistige fort,

„Ihr seid ein verständiger und einflußreicher Mann. Muß man einer solchen Zerrüttung aller Verhältnisse, welche auch die Scham und Zucht unserer schönsten Jungfrauen erreicht, nicht ein Ende machen? Meister Grawe, mich will bedünken, daß Ihr zum Retter der Stadt Zürich bestimmt sein könntet."

„Frau Bürgermeisterin!" rief der erregte Mann. „Welch hohe Ehre dichtet Ihr mir an! Ich — der Retter der lieben Vaterstadt? Da lasset den Herrn Brunen sorgen."

„Ich wiederhole," entgegnete das Weib in feierlichem Tone, „wenn Ihr nur wollet, Meister Grawe, so werdet Ihr die Stadt Zürich aus der Hand ihrer Feinde retten."

„Frau Bürgermeisterin, saget, was ich thun soll!" entgegnete der von Haß entflammte Mann.

„Zwei Retter der Stadt Zürich wird die Nachwelt preisen, den Herrn Rudolf Brun und den Meister Heinrich Grawe. Weihet Ihr Euch nur in die Plane der Feinde ein und überlasset es dann dem Bürgermeister, sie zu schlagen!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der arglose Mann.

„Wollten sie Euch nicht zu Rapperschwyl als ihren Genossen haben?" antwortete die Bürgermeisterin, mit der über den Zaun gelegten Hand an der Mähne des

Pferdes spielend. „Gewähret ihnen, was sie wollen; gewähret's ihnen in dem Dienst der Vaterstadt und seid fortan des Bürgermeisters rechte Hand!"

Dieser Wink war unzweideutig. Heinrich Grawe schien in sich zu kämpfen.

„Zum Nutzen der Stadt und der Feinde sicherem Verderben möchte es wohl dienen," sagte er bedächtig, „aber begehe ich nicht ein schimpflich Werk?"

„Ein schimpflich Werk?" betonte die Bürgermeisterin. „Die Vaterstadt zu retten und ihre Ehre in alle zukünftige Zeit zu mehren, das ein schimpflich Werk? Meister Grawe,besinnt Euch wohl! Gott ehre ein ehrbar Handwerk!"

Mit diesen Worten schien sich die Bürgermeisterin entfernen zu wollen, indem sie noch einen Blick voll fragender Herausforderung auf den unentschlossenen Handwerksmann warf.

„Dank Euch für das Hufbeschläge!" sagte sie im Gehen, indem sich ihr Mund zu einem boshaften Lächeln verzog. „Welch edles Feuer leuchtet in dem Auge dieses Rosses! Aber der Handwerksmann will, wie es scheint, daß Pferde und schöne Jungfrauen den Grafen und Herren als ausschließliches Eigenthum verbleiben und die ehrsamen Bürger das Nachsehen nach so köstlichen Dingen haben."

Heinrich Grawe wurde es wie dunkel vor den

Augen, er spürte, daß das Blut in allen seinen Adern kochte.

„Frau Bürgermeisterin!“ entgegnete der junge Mann, welcher sich im Angesichte dieser Bosheit wie ein dummer Tölpel erschien und so schlechte Meinung von sich abzuwenden suchte. „Lasset mich's erst ernstlicher bedenken und glaubet, daß ich thun werde, was der Herr Bürgermeister mir befehlen wird.“

„Meister Grawe, ich habe in Euch mich nicht getäuscht!“ frohlockte die Frau, während sie unter freundlichem Zuwinken durch den Garten verschwand, das beschlagene Roß aber in die Stallung zurückgebracht wurde.

22.

„Was? Ihr? Gott steh' mir und allen Bohnenmännern bei!"

Es war in dem Hinterstübchen der Straußenherberge, wo der überraschte Gastwirth mit diesen Worten den in den Orden der Verschworenen aufgenommenen Heinrich Grawe empfing. Er riß dazu die rothangelaufenen Augen auf, als ob er Sperrhölzer darin stecken hätte, und schüttelte die im Empfang genommene Bohne im Barete, daß sie nach des Narren Weise auf- und niedersprang.

Der junge Mann, welchem wir in dieser neuen Rolle begegnen, stand in einem Gefühle tiefer Beschämung vor dem Straußenwirth. Gekränktes Ehrgefühl und Eifersucht hatten ihn in diesen Dienst zu Nutzen seiner Vaterstadt verstoßen.

Heinrich Grawe hatte keinen geringen Kampf mit sich bestanden, ehe er zur Verübung der mißlichen Dinge eintrat, in welchen wir ihn jetzt begriffen sehen. Freilich darf man den Schritt bei unbefangener Be-

trachtungsweise nicht allzu hart beurtheilen. In dieser Zeit eines Krieges Aller gegen Alle und der drohenden Auflösung aller gesellschaftlichen Bande mochte es eine erlaubte, sogar verdienstliche Kriegslist scheinen, durch die Uebernahme der persönlichen Gefahr, welche immerhin in einem solchen Dienste für die Vaterstadt lag, die verrätherischen Plane eines durch alle Mittel ankämpfenden Feindes zu vereiteln. Zwar wird die innere Stimme in jedem edeldenkenden Menschen derartige, ob auch von dem Anschein des Patriotismus umgebene Dienstleistungen verurtheilen: aber eben diese innere Stimme war in Heinrich Grawe getrübt; die Leidenschaft hatte ihr unreinen Klang gegeben. Wie sollte er, der vermögliche Bürgerssohn, welchem die Auswahl unter den Töchtern der Zunftmeister offen stand, den Korb verwinden, der ihm von dem gering geachteten Schifferskinde zu Theil geworden war, welches er zu Ehre und Wohlstand an sein Herz emporzuheben beabsichtigt hatte? Wie sollte er gar ohne Rachegedanken die Kränkung des bürgerlichen Stolzes tragen, als er das Unglaubliche vernahm, daß dieses scheinbar so unschuldige Kind, diese zaghafte Taube, in der kein Falsch zu sein schien, zur Metze des Erzfeindes der Stadt herabgesunken sei? Wie sollte er es geduldig hinnehmen, daß ein Züricher Bürgerskind, das er sich aus uneigennütziger Selbstbestimmung zum ehelichen Gemahl erle-

sen, eine lose Liebelei mit dem gräflichen Abenteurer, pflicht- und ehrvergessen, der gut gemeinten Absicht vorziehe? Der patriotische Haß gegen die Banditen, deren Gefährlichkeit Jedermann in dem bürgerfeindlichen Grafen Hans repräsentirt fand, hatte durch die Einflüsterungen der Bürgermeisterin nur eine persönliche Färbung erhalten und der Vorsatz, seiner Vaterstadt zu dienen, nur einen gewissen Grad bitterer Gereiztheit angenommen. An Rechtfertigungsgründen vor sich und Anderen fehlte es in keiner Weise: aber Niemand wird, geschähe es auch zu verdienstlichem Werk, Andere, die ihm vertrauen, innerlich ungestraft belügen. So war es denn eine unbehagliche und wenig beneidenswerthe Stellung, in welcher sich Heinrich Grawe vor dem Straußenwirth befand, zumal der letztere den unerwarteten Bohnenmann mit unverhehltem Mißtrauen empfing.

„Steht das Recht bei den Bohnenmännern," antwortete Meister Heinrich, den lauernden Blicken des Straußenwirths ausweichend, auf die zweideutigen Empfangsworte, „so wird bei ihnen auch Gottes Beistand stehen."

„Recht?" fragte der Straußenwirth, eine unsaubere Grimasse schneidend. „Schaut nur meine Warzennase an! Wer gab ein Recht dazu, daß meine Nase mit den schwarzen Dingern wie mit Mäusedreck beklert

ist? Man hat als unfehlbare Kur mir angerathen, eine Hand voll Erbsen hinterwärts in einen glühenden Ofen zu werfen. Ich that's; ich warf die Erbsen in meinen eigenen Bäcker-Ofen. Die Erbsen verschwanden in der Gluth; die Warzen nicht von meiner Nase. Kann ich da Gottes Beistand wider das Unrecht rühmen? Stand er bei dem Rechte meiner Nase, keinen Mäusedreck auf sich zu dulden?"

Der unheimliche Geselle fuhr bei diesen Worten in dem Stübchen hin und her wie eine Katze und warf die empfangene Bohne hinter sich, als ob er das Erbsen-Werfen in den Glühofen nachahmen wollte. Meister Heinrich aber wünschte aufrichtig, er wäre weit davon.

„Ich habe Euch viele Grüße aus Rapperschwyl zu entbieten," sagte er, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Sie Alle, die ich dort versammelt fand, wissen Eure Treue nicht genug zu rühmen und danken für Eure Thätigkeit."

„Ruhm, der im Gerede der Menschen besteht, ist eine Glocke ohne Schlegel und Dank in Worten hat keinen Klang; er zirpt kaum, wie die Grille," entgegnete der Straußenwirth, indem er zwei Geldstücke aus seiner Tasche hervorholte und sie an einander schlug. „Also Ihr waret selbst in Rapperschwyl? Auch Ihr habt den Pilger gemacht zu den Geschlechterwappen,

um als Dank für die Pilgerschaft eine Bohne zurückzubringen?"

„Erst gestern ward ich in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht," versetzte Heinrich Grawe in nicht sehr zuversichtlichem Tone.

„Ein junger Bohnenmann, erst eine Nacht alt und einen halben Tag!" erwiederte der Straußenwirth, sich zu einem freundlichen Lächeln zwingend. „Es kann noch etwas Rechtes aus Euch werden; denn Ihr habt noch viele Zeit vor Euch. Aber gesteht mir aufrichtig, Meister Nachbar in dem Niederdorf: als Ihr gestern nach Rapperschwyl zu den Banditen fuhret, sprachen aus dem Winde nicht die Bäume zu Euch Winke Wanke und klapperte die Mühle nicht in Eure Ohren Kehre wieder?"

„Es ging kein Wind, Meister Straußenwirth, und die Mühle bei Rapperschwyl stand still," entgegnete Meister Heinrich, sich ebenfalls zu einem Lächeln zwingend, das seinen Gesichtszügen den Ausdruck einer gewissen Wehmuth gab.

„Euch scheint das Weinen näher als das Lachen," sagte der Straußenwirth, in die Rohheit eines schallenden Gelächters ausbrechend. „Traget Ihr vielleicht unglückliche Liebe in dem Leibe? Die besten Kurorte wider solches Uebel sind Herbergen, wie die meine."

„Ihr scherzet,“ gab Heinrich Grawe etwas empfindlich zurück.

„Da sei Gott für, daß ich in so ernsten Zeiten scherzen wollte!“ versetzte der Straußenwirth. „Es ist mein blutiger Ernst: zehn Kannen Bier und ein Aal mit Senf, darnach anderthalb Maß Wein und brav Nüsse dazu, — das ist eine Arznei, wider unglückliche Liebe probat, probater, als die Erbsen wider Warzen.“

„Ihr seid kein schlechter Chirurgus,“ zwang sich Heinrich Grawe in den Spaß, um seine Gedanken dadurch zu verbergen. „Pfaff' und Arzt in Einer Person: denn Ihr kuriret Leib und Seele.“

„Noch ein Mittelchen aus meinem Arzneien-Buch,“ fügte der Straußenwirth bei. „Habt Ihr's, wie die Murmelthiere, das heißt, zu viel Schlaf, so legt Euch eine Bohne bei!“

„Das mag sein, daß die Bohne jetzt manchem Mann den Schlaf vertreibt,“ entgegnete Meister Heinrich, sich etwas besser in seine Rolle findend, „inzwischen steht zu Rapperschwyl der Hahn schon auf der Hühnerleiter Wache, um nach kurzer Zeit den Morgen anzukrähen.“

„Den Bürgermeister im Blut zum guten Morgen und zum guten Abend seine Räthe in demselben Saft!“ erwiederte der Straußenwirth und rieb die Hände. „Ihr waret des Bürgermeisters ausgemachter Freund

seither und saßet mit den andern unflüggen Vögeln warm in seinem Neste: wie kam's, daß Ihr Euch so schnell bekehrtet und davon flogt?"

„Der Sohn thut einem alten Vater viel zu lieb," antwortete Meister Grawe und schlug ob der Lüge, die er in dem ausweichenden Wort verbarg, die Augen nieder.

„Den alten Meister Grawe," entgegnete der Straußenwirth, in welchem die Berufung auf den Vater den gefaßten Verdacht etwas zu zerstreuen schien, „solchen Lockvogel will ich mir loben. Wenn Ihr Eures Vaters Sohn seid, schaut den Leuten nur fröhlich ins Gesicht! Es thut jetzt Noth, heitere Miene zu machen und nicht, wie so viele unserer Freunde thun, durch die Gassen finster brütend und gebückt zu schleichen, als ob man den Wolkenkorb eines dem Ausbruch nahen Donnerwetters auf dem Rücken trüge. Denn der Bürgermeister muß Wind bekommen haben."

„Woraus schließet Ihr das, wenn man fragen darf?" versetzte Meister Heinrich.

„Woraus ich's schließe?" antwortete der Straußenwirth mit höhnischem Gelächter. „Wenn des Bürgermeisters Hängebauch und das durchpfefferte Gedärme seiner Isabel von Winden aufgetrieben ist, wie könnet Ihr zweifeln, daß sie Wind bekommen haben?"

Der Straußenwirth hob bei diesen Worten den

gekrümmten Zeigefinger an die Warzennase empor, als ob er irgend einen mathematischen Beweis zu führen hätte, wodurch sein ganzes Gesicht einen so teufelischen Ausdruck der Bosheit erhielt, daß es den Meister Grawe vor dem unheimlichen Gesellen ordentlich zu schaudern begann.

„Freundchen, habt Ihr Frost?" fuhr er spöttisch fort, als der patriotische Spion verlegen schwieg. „Mein Mantel hat ein gutes Unterfutter. Soll ich Euer Knecht werden und Euch den Mantel um die Schultern hängen?"

„Es ist gute Sommerzeit, Meister Straußenwirth," erwiederte Heinrich Grawe, sich von neuem fassend. „Meint Ihr, ich sei ein Muttersöhnchen, das im Schatten des Mantels bedarf? Die Zeit wird kommen, wo ich zeige, wie ich Speer und Waffen führe."

„Allen Todtengräbern der Christenheit juckt jetzt der Arm," entgegnete der Straußenwirth, den Gast vertraulich auf die Achsel klopfend, „warum sollte es nicht auch Euch im Arme jucken? Der große Sterbend macht die Menschen schwarz, wie die Kohlensäcke. So achtet sie denn auch, wie der Schmied die Kohlensäcke, durch deren Inhalt er das Eisen schmiedet! Riecht Ihr nichts, Meister Grawe? Es riecht nach Schwefel."

„Ich rieche nichts," sagte Meister Heinrich, die Nase etwas in die Höhe ziehend.

„Nichts?" fragte der Straußenwirth, indem er dieselbe Bewegung der Nase nachahmte. „Tragt Ihr Warzen in der Nase? Der Athem der Kranken hat die Luft verpestet und der Schwefelgeruch sticht dem Bürgermeister in die Nase."

„Dieser Schwefelgeruch der Stadt, — sitzt hier der Wind, den er bekommen hat?" versetzte Meister Heinrich.

„Liegt Ihr nach Feierabend gleich zu Bette, Meister Schmied?" gab der Straußenwirth zurück, indem er seine Stimme im Verlauf der Rede zum Geflüster herabdrückte und scharf in das Gesicht des angeblichen Mitverschwornen sah. „Wisset Ihr nicht, daß erst gestern Nacht wieder eine Scharwacht geritten Volks mit Lichtern um die Stadt fuhr? Wisset Ihr nicht, daß die Thore der Stadt seit einigen Tagen früher geschlossen und die Thürme stärker besetzt sind als früher? Wisset Ihr nicht, daß Jeder gefangen gesetzt wird, der sich nach der Stäubglocke auf den Straßen der Stadt betreten läßt? Der Bürgermeister muß Wind und noch mehr Aengsten als wir Bohnen haben."

„Ich kann Euch noch weiter sagen," erwiederte Heinrich Grawe die Vertraulichkeit. „Auf dem Rathhause liegen schon drei neue Verordnungen bereit."

„Habt Ihr Zugang zu dem Rathhaus, Meister?“ fiel der Straußenwirth ein.

„Nicht doch,“ antwortete Meister Heinrich. „Aber mein Vater erfuhr's aus guter Quelle. Selbst die nächsten Freunde und Verwandten sollen sich nicht mehr in höherer Zahl als drei versammeln; wer nach der Stäubglocke einem Anderen noch sein Haus öffnet, hat Strafe an Leib und Gut zu erwarten, und der Bürgermeister erhält auf jeden Fall hin die Befugniß, sich aller Pferde, welche in der Stadt sind, zu bedienen.“

Der Straußenwirth zog hastig sein Baret ab und schnitt einen tiefen Bückling vor dem Manne, aus dessen Munde diese Mittheilungen kamen.

„Respekt vor Eurer Gnaden!“ sagte er. „Bei meiner Treue, Ihr könnet mehr als Hufeisen schmieden. Ich will unter die Geißler gehen, wenn Ihr nicht bald unter die Zunftmeister und Räthe kommt. Doch sagt, was Ihr von dieser neuen Verordnung haltet!“

„Ich halte davon,“ erwiederte Heinrich Grawe, „daß der Bürgermeister seit bald funfzehn Jahren immer in derselben Weise auf seiner Hut ist.“

„Die Vorsicht währet lange und der Bürgermeister wird am Ende noch zum Roßdieb, wie wir sehen,“ versetzte der Straußenwirth. „Wenn wir keine Pferde

mehr haben, womit sollen wir reiten? Der Reiter hat vier Füße und wer zu Fuß ist, hat nur zwei. Wir müssen uns zu Pferde setzen, ehe es zu spät ist."

Der Straußenwirth versank in ein mißtrauisches Stillschweigen und machte keine Miene, die Unterredung fortzusetzen. Diesen Umstand ließ Meister Heinrich nicht unbenutzt, um mit guter Manier hinwegzukommen.

„Wenn Ihr ein Pferd habt, so behaltet es im Stalle, und lernet an dem Bluthusten der Pestkranken, die Menschen, ob sie auch noch leben, als dem Tod verfallen zu betrachten. Gott stärke Eure Augen, daß sie viel Blut sehen mögen!"

Das war das Abschieds-Wort, mit welchem sich Meister Heinrich von dem Straußenwirth entlassen sah. Als er drunten auf der Gasse war, schämte er sich, auch nur aufzuschauen, und da fiel es ihm schwer auf das Herz, daß er den Meister Bachs schon so lang nicht mehr gesehen. Das Verhalten Hildburgs nämlich hatte eine unbehagliche Spannung zwischen beide Männer gebracht. In diesem Augenblicke war Heinrich Grawe überzeugt, daß ihm, wenn sein Umgang mit Meister Bachs nicht unterbrochen worden, der Irrgang, auf welchem er sich jetzt befand, erspart gewesen wäre.

23.

Jenen verhängnißvollen Dezembertagen, aus deren Blut wir das Kaiserthum Napoleons III. auferstehen sahen, ging eine ähnliche Taktik der Verschworenen voran, wie der Katastrophe, welcher unsere Geschichtserzählung nahe rückt. Die Verbannten und ihre Verbündeten unter dem Adel und der Geistlichkeit, sowie die unzufriedenen Bürger in der Stadt, welche das Verschwörungszeichen der Bohne kannten, verhehlten sich keineswegs, daß der Bürgermeister Kenntniß von ihren Planen habe und im Stillen alle Maßregeln treffe, um sie gebührend zu empfangen. Aber sie dachten diese Wachsamkeit durch ihre List zu täuschen. Mehr als einmal war die falsche Nachricht verbreitet worden, daß die Verbannten an der Spitze eines großen Gewalthaufens wider die Stadt heranziehen, und die wiederholte Vergeblichkeit des Alarms, in welchen die Bürgerschaft gesetzt worden war, hatte zur Sicherheit oder gar zum Spotte über die drohende Gefahr gereizt. Der Bürgermeister Brun,

beharrlich und umsichtig, wie er war, hielt an dem gefaßten Plane fest, gegen die Verschwornen in der Stadt, von denen er auch durch Grawe's Vermittlung nur einzelne Namen hatte erfahren können, durch eine gerichtliche Prozedur nicht einzuschreiten, sondern die Sache reifen zu lassen und die Zeit abzuwarten, wo die Verräther durch Einen Schlag vernichtet werden könnten. Aber List setzte sich hier wider List. Der Graf Hans von Rapperschwyl, in dessen Hand alle Fäden zusammenliefen, mochte seine Freude daran finden, die Wachsamkeit der Städter zu hänseln, zögerte und zögerte, alarmirte dazwischen die Städter, gleichsam nur um mit ihrer Angst sich einen ritterlichen Scherz zu machen, und erreichte dadurch, was er wollte, nämlich die üblen Folgen der prahlhansigen Geschwätzigkeit der Vertriebenen abzuschneiden und die Städter in falsche Sicherheit zu wiegen. Zwar war der Bürgermeister durch die Vermittlung Grawe's von den Absichten der Verschwornen genau unterrichtet worden und hatte darnach auch seine Maßnahmen getroffen; aber abgesehen davon, daß die Verschworenen die Zeit des Ausbruchs selbst nicht wußten, auch Meister Heinrich, dem der Straußenwirth niemals traute, war in der Verübung eines Dienstes, dessen er sich schämte, späterhin ungleich lässiger geworden. Wenn der schwarze Tod und die Demoralisation, welche sein

Schrecken verbreitete, dem Eingang der Verschwörung in der Stadt einen außerordentlichen Vorschub geleistet hatte, so schien ihren Zwecken die Abnahme dieser furchtbaren Pest, welche gegen die Winterzeit zu verschwinden begann, jetzt nicht weniger günstig zu sein. Denn mit dem freieren Aufathmen, welches das Verschwinden der Krankheit mit sich brachte, verlor sich auch der Alp der mißtrauischen Stimmung, welcher so lange auf der Brust der Menschen gelegen hatte, und schon nahmen Viele nicht allein die sich kreuzenden Gerüchte von den beabsichtigten Unternehmungen der Vertriebenen mit Unglauben, sondern auch die Maßregeln einer steten Bereitschaft zum Empfang derselben mit dem Gelächter eines fröhlichen Hohnes auf.

So war es denn eine wohlberechnete und kluge Zögerung, unter welcher Graf Hans, im Stillen unabläßig mit den Vorbereitungen für den Zweck beschäftigt, zu dessen Vollführung er sich entschlossen hatte, den Herbst und den größeren Theil des darauf folgenden Winters in einer Weise verstreichen ließ, daß sogar der mißtrauische Bürgermeister sich einem erneuten Gefühl der Sicherheit hinzugeben anfing. Aber ein längerer Aufschub war nach Erreichung der Absicht einer so klugen Zögerung unthunlich, wenn der zur Ergreifung des Aeußersten bereite Haß der Vertriebenen nicht durch Mißmuth geschwächt, die

Hilfsbereitschaft der verbündeten Burgherren nicht durch allzu langes Zuwarten ermattet, und der Eifer der Verschworenen in der Stadt nicht durch die andauernde Schwierigkeit ihrer Lage gedämpft oder gar ausgelöscht werden wollte.

Es war am Dienstag den 22sten Hornung des Jahres 1350, den Tag vor Aschermittwoch, als in den Handwerksstätten der Stadt Zürich um einige Stunden früher als gewöhnlich Feierabend gemacht wurde. Der Bau zum Rüden, der Stadt Münzhaus, auf dessen untersten Stock sich die Constafler eine Trinkstube sammt Estrich erbaut hatten, war vollendet und die Uebernahme dieses neuen, den Constaflern durch eine besondere Vergünstigung des Rathes lehensweise eingeräumten Gesellschaftshauses sollte durch eine besondere Festlichkeit begangen werden. Wenn die der Stadt von Rudolf Brun gegebene Verfassung durch die Scheidung der Bürgerschaft in die den dreizehn Zünften zugetheilten Handwerker und in die aus den Ritterbürtigen und reichen Kaufleuten zusammengesetzten Constafler ein aristokratisches Element unter veränderter Form, ein neues, dem zünftigen Handwerker gegenüberstehendes Patriziat geschaffen hatte, so konnte, zur Verdeckung dieses in dem geschwornen Briefe enthaltenen Risses, welchen die Interessen in späterer Zeit klaffend auseinandertrieben, die Einweihung der neuen

Trinkstube nicht passender begangen werden, als durch eine Art Verbrüderungsfest zwischen Zünftern und Constaflern, auf deren einträchtigem Zusammenwirken das Wohl der Vaterstadt, sowohl ihre gedeihliche Entwicklung nach innen, als ihre Sicherheit nach außen, beruhte. Und so waren denn auf dem Rüden die Vorbereitungen zu einem großartigen Abendschmauß getroffen, an welchem Zünfter und Constafler gemeinsam Theil nehmen sollten, eine bevorstehende Festlichkeit, welche es von selbst erklärlich macht, daß die Werkstätten an diesem Abend um einige Stunden früher als gewöhnlich geschlossen wurden.

Daher kam es, daß sich dem Fischer Bachs und seiner Tochter Hildburg, welche in der Fischerhütte beim Feuer sitzend an einem Netze strickten, auch der Knabe Eckenwieser zugesellt hatte, der von seinem Meister schon zur Nachmittagsstunde aus der Schmiedwerkstatt entlassen worden war. Denn Heinrich Grawe wollte, daß auch Junge und Gesellen sich dieses festlichen Tags erfreuen sollen.

„Der gute Meister!" sagte der Knabe, in der Feierstunde zu des Vetters Nutzen an dem Netz beschäftigt. „Ich meine, er sei krank oder habe einen Kummer. Denn vordem so fröhlich allezeit, ist er so still und nachdenklich geworden; auch mürrisch und zornig oft, was er sonst doch niemals war."

„Ach — ich hab ihn lang nicht mehr gesehen!“ fiel der Fischer ein. „Das thut mir in der Seele leid. Tönet in des Hammers Schlag nicht mehr seiner Stimme lustiger Schall oder begleitet er mit seinem künstlichen Pfeifen nicht mehr des Blasebalgs Geschnaube?“

„Kaum daß er noch manchmal etwas summt!“ entgegnete der Knabe. „Ich zog den Blasebalg gestern wie alle Tage und doch hat er mich darob hart angelassen, daß ich so unanstellig sei. Es that mir wehe, daß er mich vor den Gesellen tadelte; auch war es unrecht, wie er an mir that; denn ich hatte den Tadel nicht verdient.“

„Ich mag es fast nicht glauben,“ fiel Hildburg ein, kaum von ihrer Arbeit aufschauend. „Oder wäre es auch sonst seine Weise, ungerecht aus gereizter Mißstimmung wider Dich zu verfahren?“

„Nein, Hildburg, da müßte ich lügen!“ erwiederte der Knabe. „Ob auch nicht mehr so fröhlich, ist er doch gar gütig gegen mich.“

„Wie magst Du also klagen?“ ließ Fischer Bachs den Knaben an. „Im Kopfe eines Mannes gehen allerlei Dinge um und auch des Meisters Mißmuth soll der Junge mit jener schweigenden Geduld hinnehmen, welche für des Lebens Mühsal ihn erzieht. Ist Dir aber in dem Tadel Unrecht geschehen, so schüttle

nur die Flossen und das ungerechte Wort läuft wie Wasser von Dir ab."

„Das thu ich auch", versetzte der kleine Eckenwieser mit nicht geringem Selbstgefühl.

Meister Bachs, sei es um dies frühe Selbstgefühl zu dämpfen, sei es aus einem anderen Grunde, nahm den strengen Ton des Befehles an, welcher dem entschiedenen Wesen dieses Mannes so wohl anstand, und trug dem Knaben auf, sich zu entfernen und irgend ein für die Arbeit nöthiges Geräthe herbeizuholen. Er selbst ließ darauf von dem Geschäfte ab und setzte sich, in Nachdenken versunken, wie es schien, näher an das Feuer.

Hildburg, fast wie wenn sie sich einer Schuld bewußt wäre, schlug kein Auge von dem Netze auf, das sie in Händen hielt; denn sie mochte ahnen, daß die Gedanken des Vaters sich mit dem Verhältnisse beschäftigten, in welches er zu seinem Freunde in Folge des unklaren Verhaltens seiner Tochter getreten war.

„Du beharrst also auf der Weigerung, dem ehrenwerthen Meister Grawe Deine Hand zu bieten?" unterbrach Bachs endlich das Stillschweigen.

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen mit zitternder Stimme, „wie Gott in der Folgezeit über mich verfügen wird; aber jetzt hat er mein Herz noch nicht zu demjenigen gewendet, in dessen Hand Ihr,

bester Vater, eine Bürgschaft meines Glückes und des Glückes von uns Allen findet."

„Du nennst das Gottes Stimme, was in dem eigensinnigen Menschenherzen spricht?" gab der Schiffmann fragend zurück, indem er auf das liebe Kind einen Blick voll Wehmuth warf.

„Wo soll man die göttliche Stimme hören, wenn nicht in ihrem Echo aus des Menschen Herzen?" erwiederte das schwarzäugige Kind.

„Hildburg, Du träumest, ob Du schläfst oder wachest, ob Du arbeitest oder betest, und Träume täuschen überall," sagte der schlichte Schiffmann. „Mache mir die Gründe namhaft, aus welchen Du diese mir unerklärliche Abneigung vor Dir selbst zu rechtfertigen im Stande bist."

„Ueber die Gründe weiß ich mir keine Rechenschaft zu geben," entgegnete Hildburg mit dem Ausdruck einer tiefen Melancholie in den zarten Gesichtszügen, „aber das widerwillige Herz will sich nicht bezwingen lassen, wie ich auch dawider ankämpfe. Ich schätze nach Euch, mein Vater, keinen anderen Mann so hoch, wie Meister Grawe: aber ihm die Hand zur Ehe zu bieten, hält mich ein Etwas zurück, über welches ich nicht hinauszukommen vermag."

Hildburg wagte dieses Etwas nicht zu nennen; vielleicht gestand sie sich's auch selber nicht: wir aber

kennen dasselbe. Jenes schönste Glück der unverdorbenen und empfänglichen Gemüther, daß die ersten Eindrücke so frisch, farbenreich und lebendig in ihnen haften, verkehrt sich nur allzu oft zu ihrem übelsten Verhängniß. Graf Hans war dem armen Fischerkinde eben in dem Augenblicke entgegengetreten, als die Gewalt einer unbestimmten Sehnsucht die noch unberührte Knospe dieses jungfräulichen Herzens trieb, sich aus den bangen Ahnungen zu öffnen und nach der Liebe Licht zu neigen. Und so hatte sich das erste männliche Bild, welches aus dem Nebel der suchenden Jugendträume plötzlich vor ihr an das Tageslicht emporgestiegen war, mit der ganzen Ursprünglichkeit des ersten Eindrucks in ihr festgesetzt, dessen sie sich, allen Vernunftgründen zum Trotz, nicht so bald erwehren konnte. Weil aber ihr noch durch keinen anderweitigen Eindruck entweihtes Herz, sobald das erste Bild in ihm Eingang gefunden hatte, auch dieses Einen Bildes voll geworden war, in welchem sich ihr gleichsam alle Männlichkeit repräsentirte, so war sie, so lange dieser überwältigende Zauber des ersten Eindrucks anhielt, gegen alle anderen Einflüsse der Männerwelt wie taub und blind geworden, und sie hatte nur die Wahrheit gesprochen, wenn sie sagte, daß sie sich keine Rechenschaft über die Gleichgültigkeit zu geben wisse, womit sie die Bewerbung des Meisters

Heinrich aufgenommen hatte. Wenn durch irgend etwas, so erklärt sich durch solche Seelenvorgänge in feinfühligen Naturen jener alte Volksglaube, daß die Liebe dem Menschen durch Zaubertränke beigebracht werden könne, gegen deren Wirkung Wille und Vernunft umsonst ankämpfen. Hildburg hatte weder irgend weiteren Umgang mit dem Manne gepflogen, dessen Erscheinung ihr Herz bezwungen hatte, noch war irgend eine glückliche Lösung der Seelenbande denkbar, in welche sie der träumerische Sinn verstrickt hatte: aber sie trug den geistigen Bann, der über sie gekommen war, mit gottergebenem Gemüthe und eine Verbindung mit Grawe wäre, so lange sich dieser Bann nicht gelöst hatte, eine Entweihung ihres Innersten gewesen. Vielleicht auch trug das Seine dazu bei, daß dem phantasiereichen und innig frommen Kinde die Freiheit der ritterlichen Sitte und ihre mit allen Reizen des christlichen Cultus umgebene Bildung holder und gewinnender erschien, als die Ehrbarkeit des Grund und Gegengrund mit dem Verstand abwägenden Handwerksmannes.

Meister Bachs, den Kopf in die Hand gestützt, saß am Feuer in tiefer Traurigkeit und schaute sein Kind mit Mitleid an; denn zürnen konnte er ihm nicht. Da aber Hildburg von der Arbeit aufschaute, um zu dem schweigenden Vater emporblickend

eine Antwort auf ihre Rede von dessen Mund zu lesen, und so in die bekümmerte Miene des Mannes sah, erschrak sie ob sich selbst und fing heftig zu weinen an.

„O Gott!“ rief sie, das Gesicht mit den Maschen des Netzes verdeckend, die sie eben gestrickt hatte, und dieselben reich mit ihren Thränen benetzend. „Für mich wäre am besten, ich wäre bei den Frauen am Oetenbach!“

„Ihr Gotteshaus und Kirche,“ fiel der Fischersmann wie in Gedanken ein und bekreuzte sich dazu, „ist der hochgelobten Maria geweiht und von dem Bild des Heilands in ihrer Kapelle, welcher die Hand zum Segen über Alle ausstreckt, die angefochtenen Gemüthes sind, sind schon Viele getrösteten Herzens hinweggegangen. Hildburg, weine nicht: Gott wird's noch zum Guten wenden!“

„Das gebe, du reicher Christ!“ fiel Hildburg ein und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Der Fischer Bachs hatte nicht beabsichtigt, der Festlichkeit auf dem Rüden anzuwohnen. Nun aber wandelte ihn plötzlich die Lust zum Besuch derselben an, vielleicht weil er hoffte, allda mit Heinrich Grawe zusammenzutreffen und das getrübte Verhältniß in der Fröhlichkeit des Abends wieder in ein' gutes Geleise zurückzubringen.

„Hildburg, bringe mir mein bestes Kleid!“ sagte er, von dem Sitz am Feuer sich erhebend.

Hildburg erschrak; denn obwohl sie nicht wußte, wie sie das unerwartete Verlangen deuten sollte, brachte sie dasselbe doch unwillkürlich mit dem Inhalte der Unterredung in Beziehung, welche sie so eben mit dem Vater gepflogen hatte. Uebrigens stand sie ohne Zögern von der Arbeit auf, um dem Befehle Folge zu leisten.

„Es ist bald die vierte Stunde,“ fügte der Meister erläuternd bei, als er die Verwunderung des Kindes sah, welches weder Frage noch Widerrede sich erlaubte. „Ich will mich mit dem Anzug sputen; denn mit dem Einbruch der Dämmerung beginnt das Fest der Einweihung des Gesellschaftshauses der Constafler, wozu auch die Zünfte geladen sind. Ich bin unter der Zahl derjenigen, welche die Fischerzunft aus ihrer Mitte zum Besuch des Fests verordnet hat, und will nicht säumen, der auf mich gefallenen Wahl ihre Ehre anzuthun.“

Hildburg brachte die verlangten Kleidungsstücke. Die enganschließenden Beinkleider, welchen am Fuß der kunstlose, spitz zulaufende Schuh sich anschloß, waren von lebhafter Farbe nach der Sitte jener Zeit und aus Streifen von verschiedenem Tuch geschnitten.

Sie hoben den muskulösen Gliederbau des wohlgewachsenen Mannes äußerst vortheilhaft hervor.

„Das Wams," sagte Hildburg, dem Vater dieses Kleidungsstück darreichend, „hat nichts Geknöpfeltes noch Genesteltes. Doch eben die Einfachheit kleidet um so passender und bequemer, zumal zur Winterszeit, wo die Kapuze, die hinten angenäht ist, ihre guten Dienste leistet."

„Laß anderer Leute Wams," versetzte der Schiffmann, indem er unter dem Beistand der Tochter den Arm in den linken Aermel des Wamses steckte, „von Seiden, Gold, Silber und Edelsteinen schimmern, vornen auf und nebenzu geschnürt und geknöpfelt sein: wir tragen das Edelgestein unter dem Wams; denn Gott hat es uns ins Herz gesetzt."

Obwohl äußerst kräftig und muskulös gebaut, war Bachs doch schlanken Leibes und er stand gar stattlich und voll männlichen Stolzes da, als das Wams seine Hüften umschloß.

Hildburg reichte ihm darauf den Ueberrock, der einfärbig und ohne Aermel war. Da das Kleidungsstück, nach Art einer Kutte, vorn nicht geöffnet und nur unten, mehr zur Zierrath, als zum Bedürfniß, mit einigen Knöpfen versehen war, warf er dasselbe über den Kopf und suchte nach den weit ausgeschnittenen Armlöchern des Rockes, aus welchen die Aermel

des Wamses hervorkamen. Ein schmucker, obwohl kunstloser Gürtel, den ihm die Tochter behülflich um den Leib legte, vollendete den Anzug.

„Ihr müßt wohl dulden, Vater," sagte Hildburg, indem sie den festlichen Anzug musterte, „daß ich Euch zum Namenstage einen neuen Gürtel sticke."

„Das magst Du thun, wenn's Dich erfreut," erwiederte der Meister, „denn der Gürtel des Mannes soll geschmücket sein, damit er die Waffe ehre, die daran ihren Glanz erhöht. Im Uebrigen mag ich den närrischen Firlefanz nicht leiden und will dem Schneidermeister danken, daß mir der Rock bis über die Kniee schlägt."

Inzwischen war der Knabe Eckenwieser wieder herbeigekommen und Meister Bachs lud die Kinder ein, ihn zu begleiten, indem es auf der Straße Allerlei zu sehen geben dürfte.

Es lag noch Schnee; doch war die Sonne, wie ein Vorbote des nahen Frühlings, hell und klar am Himmel.

Bachs hatte, anstatt der Kappe, die Kapuze über den Kopf gezogen und ging, in Mitten seiner Kinder, in der Richtung nach dem Rüden zu. Als sie hier anlangten, bemerkten sie ein ungewöhnliches Menschengedränge um das Helmhaus.

„Was mag es nur geben?“ fragte Bachs. „Die Leute scheinen irgend ein Schauspiel zu erwarten.“

Kaum war die Frage gethan, als aus der Ferne ein starkes Pferdegetrappel vernehmlich wurde. Offenbar hatte mehr die Kunde von der Ankunft dieser Reiter, als die Einweihungsfestlichkeit auf dem Rüden, zu welcher die Stunde noch nicht gekommen war, die zahlreichen Menschen herbeigelockt.

Bachs stellte sich mit den Seinen beiseit, doch so, daß er den anziehenden Reitertrupp genau übersehen konnte.

Es war ein prächtiger Anblick. Wie schnaubten und knirschten diese Rosse in die Zügel, im Stolze über die edle Last, welche sie einhertrugen! Wie glizzerten die Helme und Harnische, wie glänzten die Spitzen der Lanzen in der Sonne! Wie reich war das Geschirr der Pferde, wie flatterte da und dort ein farbig Fähnlein an der Lanzenspitze und wie schwankte bei der Stolzesten Einem der Federbusch vom Helme!“

„Ah — Vetter —“ rief der Knabe — „schau nur die Wimpel, welche die Vordersten an ihren Lanzen tragen! Das mögen wohl Fürsten und Grafen sein?“

„Weil sie die spannenbreiten Fähnlein an den Lanzen tragen?“ gab der Fischersmann mit Lachen zu-

rück. „Das sind ein Paar Edelknechte: nach ihnen, in der Mitte erst, reiten die großen Hanse."

„Der mit dem Federbusch am Helme — das ist doch der Stolzeste von Allen!" fügte Hildburg bei.

„Das ist der Herr Beringer von der hohen Landenberg, ein stolzer und kriegsgewohnter Rittersmann!" antwortete der Fischer. „Ein seltener Gast in der Stadt Zürich! Will jetzt freundlich mit dem Städter thun; aber niemals wird er die Zerstörung seiner Burg verschmerzen und den Groll, den er darob im Herzen trägt, mag man wohl von seiner finstern Stirne lesen."

„Und schaue, dort —" fuhr der Knabe fort „der schöne, junge Herr, dessen Roß so ungeduldig vorwärts strebt! Sehe ich recht, so hat er eine Dogge in dem Schilde."

„Dieses feine Mäuslein unter den erfahrnen Kazzen!" entgegnete Meister Bachs. „Das ist der junge Toggenburger. Ein Gesicht so roth und weiß wie eine Milchsuppe, in welche man Erdbeeren gestreut hat. Sein Geschlecht führt den stolzen Rüden in dem Schilde."

Zwischen den beiden Rittern, deren Namen Bachs genannt hatte, ritt ein Dritter, dessen Gestalt seither durch die stattliche Figur des Herrn Beringer von Hohenlandenberg verdeckt worden war. Da nun das Pferd des letzteren in dem Augenblick zurückwich, als das Pferd des Toggenburgers in muthigem Ungestüm vor-

wärts drängte, wurde der gewappnete Mann, welcher dazwischen ritt, plötzlich dem vollen Auge sichtbar. Er trug eine Rüstung von Stahl, die mit Gold leicht eingelegt war, und ritt in so nachlässigem Stolze zwischen den Begleitern, daß er unschwer als der Mittelpunkt der ganzen Truppe zu erkennen war.

„Bei St. Felix!" murmelte Bachs, als er dieses Ritters ansichtig ward. „Was will Der in unserer Stadt? Kommt er etwa, um seines Vaters Schulden zu bezahlen?"

Der Ritter sah von seinem Pferde mit Geringschätzung auf das Bürgervolk herab, welches sich an dem Schauspiel seines Einritts weidete. Blicke voll Hochmuths hin- und herwerfend, schien er überrascht zu sein, als sein Auge auf die Stelle traf, an welcher Fischer Bachs mit seinen Kindern stand. Indem er sich sofort in dem Sattel etwas vorwärts lehnte, erheiterte sich sein Gesicht zu einem wohlwollenden Lächeln und es schien, als ob er durch eine leichte Verneigung nach dem Orte grüße, wo sich der Schiffmann befand. Meister Bachs bemerkte diese seltsame Bewegung wohl; doch wußte er nicht, wie er dieselbe deuten sollte.

„Vetter!" sagte der Knabe, über und über erröthend, als ob der Gruß ihm selbst gegolten hätte. „Kennst Du denn den hohen Herrn? Er hat Dir ja so freundlich zugewunken."

Meister Bachs, als ob er Furcht und Widerwillen vor der Ehre eines solchen Grußes hätte, zog mit unwillkürlicher Handbewegung seine Kapuze tiefer in's Gesicht und verwunderte sich nicht wenig, als er in demselben Augenblicke einen Angstschrei seiner Tochter hörte, welche erblaßt und ihrer Sinne kaum mehr mächtig an seine Seite sank.

„Was fehlt Dir, Hildburg?" fragte er theilnehmend, indem er das zitternde Kind mit seinem Arm umfing.

„Fürchtet nichts und vergebet meiner Angst!" erwiederte Hildburg kaum hörbar und mit tiefem Athemzuge. „Es geht vorüber. Ach — es wurde mir so dunkel vor den Augen!"

„Das Gedränge belästigt Dich," antwortete der besorgte Vater. „Fasse Dich; der Zug wird bald vorüber sein."

„Siehe, Vetter," fiel der Knabe ein, „der Herr Ritter kehrt sich in seinem Sattel um und schaut noch einmal nach uns zurück. „Was führt er denn im Schilde? Ein blaues Blümlein, wie mich däucht."

„Knabe, der führt nichts Gutes in dem Schilde," entgegnete der Schiffmann, dessen Hand Hildburg in krankhafter Angst umschlossen hielt. „Es wäre besser, er würde statt der unschuldigen Blume zwei Diebesschlüssel führen."

„Ist's der Habsburger von Rapperschwyl?" fragte der Knabe wie im Schrecken.

„Der ist's," antwortete der Vater und schaute zu der Tochter herüber, die blaß und mit gesenkten Augen an seiner rechten Seite stand.

„Kennst Du auch den Bärtigen mit dem braunen Gesicht?" fuhr der Knabe in kindlicher Neugierde zu fragen fort. „Siehe — den dort meine ich, welcher neben dem blonden Manne auf einem Rappen sitzt."

„Der so trutziglich hinter dem Habsburger reitet?" entgegnete der Schiffmann. „Das ist Herr Ulrich von Matzingen aus dem Thurgau, ein Haudegen, der sich für jede Sache werben läßt und dem das Blut wie Maithau ist. Und der Blonde, der ihm zur Seite reitet, ist sein Vetter, der Bonstetten von Burg Uster, ein junger Mann, der auf beiden Achseln Wasser trägt und dessen Stammbaum, wie vom ungewissen Wind geschüttelt, zwischen Ritter und Städter inne steht."

Den Schluß des Zuges bildeten einige Knechte, welche kaum des Anblicks werth schienen. Auch fingen die Schaulustigen, ohne auf dieselben Acht zu haben, bereits sich zu verlaufen an. Aber der Knabe Eckenwieser wollte Keinen, der zu Pferde saß, ungemustert vorüberziehen lassen.

„Sieh dort den alten Knecht!“ sagte er, mit dem Finger auf einen Mann deutend, welcher umgeben von den Andern ritt. „Er ist um den Mund geschoren wie ein Karrengaul.“

„Der mit der hängenden Unterlippe?“ gab Meister Bachs zurück. „Wäre er kein Knecht, so würde ich denken, er wäre ein Geschlechter.“

Bachs befahl den Kindern, nach Hause zurückzukehren, und obwohl Hildburg versicherte, daß sie sich wieder wohl befinde, empfahl er ihr doch ernstlich, daß sie sich bei Zeit zu Bette lege.

„Haltet gut Haus!“ sagte er lächelnd und verabschiedete sich von den Kindern. Da aber eine sonderliche Wehmuth in seiner Stimme lag, traten Hildburg Thränen in die Augen.

„Habe keinen Kummer, Kind!“ fuhr der gute Mann ermunternd fort. „Der Schlaf wird Dir wohlthun. Du aber, wackrer Junge, vertrete heute bis nahe zur Mitternacht des Mannes Stelle in unserem Haus, und wache über des Hauses Sicherheit, wie sich's dem Mann geziemt.“

„Ich will es beschützen und über Hildburg wachen,“ erwiederte der Knabe, durch das Vertrauen, das ihm der Pflegevater erwies, im Innersten gehoben. „Gott schütze alle Bürgerhäuser!“

Hildburg nahm den Knaben an der Hand und die Geschwister wanderten nach Hause. Meister Bachs aber sah ihnen bekümmerten Herzens nach und trat erst in das Erdgeschoß des Rüden ein, als er die lieben Kinder nicht mehr mit den Augen erreichen konnte.

24.

Die Trinkstube zum Rüden war festlich geschmückt und nichts unterlassen, was der Einweihung des neuen Gesellschaftshauses die Reize patriotischer Erinnerungen verleihen konnte. Beim Eintritt in den überaus geräumigen Saal fiel alsbald das Stadtbanner von blauweißer Seide in das Auge, welches, mit den Schutzheiligen St. Felix und Regula geschmückt, der Zunft der Constafler in besondere Hut gegeben war. Wie zur Verherrlichung des Banners waren an seinen Seiten verschiedene Fähnlein und andere Siegeszeichen aufgestellt, welche die Züricher in ihren zahlreichen Fehden mit den umliegenden Burgherren erobert hatten. Lange, zum Mahl bereitete Tische zogen sich durch den Saal und die der Ordnung der Tische entsprechend, den Wänden entlang aufgestellten Zunftbanner dienten wie zur Zierrath, so zur Nützlichkeit, indem sie die Sitzordnung der Gäste bestimmten.

Das Bild der Wage auf dem Banner sammelte die Krämer und Alle, welche nach Kram ihres Kau=

ses fahren; an sie schlossen sich die Weinzieher und Weinschenken, Sattler, Maler und Unterkäufer an; die zwei Scheeren im getheilten Felde winkten den Tuchscheerern, Schneidern und Kürschnern zu; neben ihnen hatten die Leineweber und Bleicher ihren Platz, daran sich die Wollenweber, Wollenschlager und Hutmacher reihten; das Hifthorn an seidenem Bande und Hammer und Zange darunter sammelte die Schmiede, Schwertfeger, Kannengießer, Glöckner und Spengler, welchen — nicht undeutlich über die Achsel angesehen, — auch die Scheerer und Bader sich zuthaten; stolz sahen die Bäcker und Müller, nicht weniger stolz die Gerber drein; der Stiefel im Banner vereinigte die Schuster, die allein eine Zunft hatten; ihnen zunächst saßen die Zimmerleute, Maurer, Wagner, Drechsler, Faßbinder und Rebleute; der gehörnte Widder, welcher gegen ein Hackmesser sich aufbäumt, ladet die Metzger sammt den Männern ein, welche Vieh und Rinder auf den Märkten kaufen und zu dem Schlachthaus treiben; die Gärtner und Krämpler sind auch nicht weit, und der Anker sammt den gekreuzten Rudern endlich ist das Zeichen der Fischer und Schiffleute, welchen sich die Kärrner und Seiler als Zunftgenossen zugesellen. Sie sind die Letzten in dem bürgerlichen Reigen und haben am Schluß der Tafel Platz gefunden, welche von den Constaflern eröffnet

ist. Diese Ritter und reichen Bürger, welche ohne Handwerk leben, nehmen den Ehrenplatz ein, zunächst des Stadtbanners, das sie bei Festspiel und blutigem Ernste tragen sollen, indem sie des Bürgermeisters und gemeinen Wesens in aller Noth zu warten haben. Oben an der Tafel unter den Constaflern bemerken wir den Bürgermeister Brun und Herrn Rüdger Manesse; in der Mitte der Tafel unter den Schmieden und Schwertfegern Heinrich Grawe und seinen Vater; am Schlusse der Tafel aber bei dem Banner mit dem Anker unsern Fischer und Schiffer Bachs.

Das Mahl hatte mit ehrenfester Würdigkeit begonnen und die Theilnehmer schienen noch wenig zu lebhafter Rede geneigt. Die Tafel bestand aus vier Gängen, welche den Festgebern alle Ehre machten. Sie eröffnete sich mit Rindstück, Schinken, Wurst und Gemüse; dann folgte gebratenes Wild und Geflügel, Hasen und Enten wohl gepfeffert, die gebratenen Gänse mit Aepfeln, Quitten und Knoblauch gefüllt. Pfeffer und Safran aber, der ebenfalls nicht gespart war, wecken den Durst, zu dessen Stillung es weder an rothen, noch an weißen Weinen fehlte, und so hatten sich denn die Gespräche an den mit Gästen dichtbesetzten Tischen schon bedeutend belebt, als Hühner und Ziegenlämmer aufgetragen wurden. Die Krone des Mahles aber war erst noch zu gewarten. Ein kunst=

reicher Zuckerbäcker hatte in großem Maßstab ein Bild der Stadt Zürich mit Thürmen und Thoren aus Zuckerteig gefertigt, ein Nachtisch, dessen süßer Anblick alle Schleußen der Unterhaltung öffnete, zumal als aus den Zuckerthoren Eier= und Milchspeisen, Kuchen und anderes feines Gebäck, eingemachte Früchte, Butter und Käse, Nüsse, Aepfel und Birnen hervorgezogen wurden. Der welsche Wein, welcher nicht übel mundete, that dazu das Seine und das Gesellschaftshaus erschallte von lauter Fröhlichkeit.

An der Tafel der Constafler ging schon der Abt mit seinen Mönchen, d. h. der große Pokal mit den kleineren Bechern nach der ordnungsmäßigen Reihe des Trinkrechts um und von den stattlichen Armleuchtern herab setzten hier die zahlreichen Kerzen den thatsächlichen Beweis in's Licht, daß die mit der neuen Ordnung der Dinge ausgesöhnten Ritter sammt den reichen Kaufleuten, Wechslern, Goldschmieden und Salzleuten, welche der geschworne Brief in Eine Zunft mit ihnen vereinigt hatte, kaum weniger achtungswerthe Zecher waren, als jene Geschlechter, die einst auf des Lunkhofen Estrich um den Abt und seine Mönche gesessen hatten.

In einigem Contraste gegen diese lärmende Heiterkeit freilich steht das ernste Gespräch, in welchem

wir den Bürgermeister Brun mit Rüdger Maneß begriffen sehen. Aut bibat aut abeat! (Er trinke entweder oder gehe!) — das war ein Gesetz des Trinkrechts, dem sich Niemand entziehen konnte, wenn der Abt einmal auf der Tafel erschienen war. Und so dürfte es neben dem Bedürfniß der Mittheilung auch der Wunsch gewesen sein, sich den Sprüchen des Vortrinkers zu entziehen, wenn die beiden Männer von ihren Sitzen sich erhoben hatten und im Gespräche auf- und abgingen.

„Hätte ich in Eile und Stille den Rath versammeln sollen?" fragte der Bürgermeister. „Die Räthe sind sämmtlich auf den Rüden zu diesem Fest geladen. Denket das Aufsehen und den Alarm, Herr Ritter, welchen ein solcher Schritt verursacht hätte!"

„Gewiß," erwiederte Rüdger Manesse, „das zu thun, verbot die Klugheit. Das zahlreiche Gefolge des Grafen zwar, darunter die von der hohen Landenberg und Toggenburg — man kann sich fast des Verdachtes nicht erwehren. Aber die Obrigkeit der Stadt in Furcht und Schwäche zeigen, sich durch die Wiederholung so oft wiederholter Vorkehrungen lächerlich machen und am Ende dadurch die Wachsamkeit auch des letzten Bürgers ermüden?"

„Freilich," bestätigte der Bürgermeister, „das unwillige Gespötte der Thürmer, Wächter und Knechte,

die nun seit Monaten Tag und Nacht auf den Beinen vor einem Feinde sind, welcher stets zu kommen drohte und niemals kam; das durch Einflüsterungen aller Art noch böswillig genährte, ungläubige Gelächter der Bürger, welche nach der überstandenen Pest sich nach Ruhe sehnen und darum glauben, was sie wünschen; ferner der Mangel jedes rechtlichen Grundes, welcher ein Einschreiten des Rathes rechtfertigen könnte, denn sie Alle, die heute so öffentlich eingeritten kamen, stehen äußerlich in Frieden und Freundschaft mit der Stadt; endlich die Masse neuer Verwickelungen, welchen wir uns aussetzen, wenn wir die vielvermögenden Herren ohne Beweis einer freventlichen Absicht von ihrer Seite aus den Thoren der Stadt weisen wollen: überdenken wir das Alles, Herr Manesse, ist dann nicht auch Euer Rath, daß wir zu dem Vorfall schweigen, im Stillen auf der Hut sind und im Uebrigen den Schutzheiligen der Stadt vertrauen?"

„Ich mag's nicht bergen, daß dawider eine Stimme in meinem Innern spricht," versetzte Rüdger Maneß, „aber der Verstand befiehlt mir, Eurem Rathe beizustimmen. Ob sie mit ihrem Einritt auch Schlimmeres als blaue Blümlein im Schilde führen, was wollen diese Paar Männer mit ihren Rossen? Gebt mir zehn Zünfter und ich will sie aus dem Sattel stechen! Am Ende aber sind wir durch die unruhevollen Jahre so

vom Verdachte angefressen, daß diese beständige Voraussetzung verrätherischer Absichten fast wie ein Zeichen des Patriotismus geworden ist. Wollte Gott, es würde anders, damit nicht länger der Seele Klarheit durch solcher Flecken Dunkelheit getrübt sei!"

„Daß der Toggenburger in dem Gefolge ritt," fiel der Bürgermeister ausweichend und nachdenklich ein, „das vermehrt nicht, sondern zerstreut in mir die Sorge. Die gräfliche Dogge ist lange befreundet mit dem Züricher Leuen und so alte Bande der Erinnerung pflegen über Nacht sich nicht zu lösen. Was wollte auch das Kind? Mit dieser schillernden Schlange, dem Habsburger, sich persönlich zu versöhnen, das ist des weichen und unerfahrenen Kindes Art; aber des Grafenhauses angeerbte Politik zu ändern, den stolzen Rüden an die Leine der Rapperschwyler anzubinden, welche den Vater des Kindes in Stücke hieben, — der gräßliche Anblick, — ich war selbst dabei; denn ich befehligte die Züricher! — nein — wo bliebe da des Toggenburgers Art?"

Uxoribus et Amoribus! tönte es vom Tische der Constafler und der Abt nahm eine neue Füllung des besten Malvasiers ein. Rüdger Maneß aber, von dem Gelärme unberührt, stand nachdenklich vor dem Banner der Stadt Zürich.

„Kennet Ihr das Banner der Stadt Straßburg, Herr Bürgermeister?“ fragte Maneß, zu dessen Seite Rudolf Brun ebenfalls sinnend auf das Banner schaute.

„Das Straßburger Banner ist von weißer Seide,“ antwortete Brun, etwas verwundert über die Frage des Manessen. „Die heilige Jungfrau sitzt in blauem Gewande auf einem purpurnen Kissen, aus dessen Ecken vier goldene Lilien entspringen.“

„Und die Stadt Straßburg,“ fügte der Manesse mit gehobenem Tone bei, „hat das Vorrecht, mit ihrem offenen Banner neben dem Reichsadler herzufahren. Bescheiden zwar scheint im Angesichte eines solchen Glanzes die Macht der Schutzheiligen, welche hier auf uns herniederschauen; aber Tapferkeit und Klugheit wird auch unser Banner zu derselben Würde heben. Wo die Liebe zum Vaterland diese Zwei zu einem Bund vereinigt, da ist keine Gefahr zu groß, daß sie nicht siegreich überstanden werden sollte.“

Rudolf Brun, von der Hoheit des Mannes und dem Eindruck des Augenblicks dahingenommen, vergaß den Neid, der sonst so finster brütend in seiner Seele saß, und legte seine Hand bewegt in die Hand des Manessen mit den Worten: „Gott schütze unsere Vaterstadt!“

„Vaterland und Vaterstadt!“ erwiederte Rüdger Maneß, näher an das Banner tretend, und schüttelte

die dargereichte Hand. Es schien aber in dem Kerzenlichte, als ob die Schutzheiligen mit billigendem Lächeln aus dem Banner auf das Bündniß dieser Männer niederblickten.

Die Zimmerleute, in deren Zunft auch die Maurer, Wagner und Drechsler gehörten, führten im Banner einen Adler, unter dessen Krallen zu beiden Seiten sich ein Beil und dazwischen ein Zirkel befindet. Da der Umbau des Rüden unter den Händen vornehmlich dieser Zunft entstanden war, hatte sie ihre Theilnahme am Feste durch die Aufhängung einer Tafel ausgezeichnet, welche unter ihrem Banner an der Wand befestigt war.

Unweit dieser Tafel, am Tisch der Zimmerleute, stand eben Heinrich Grawe, um den Reim zu lesen, welcher zierlich auf die Tafel geschrieben war. Der junge Mann trug einen sehr stattlichen Anzug. Der kurze Rock mit den weiten Aermeln, um welchen sich, unter den Hüften, nachlässig ein reichbesetzter Gürtel schlang, stellte den Wuchs des Mannes in ein äußerst vortheilhaftes Licht. Die Kopfbekleidung hing zwar in ähnlicher Weise, wie bei Bachs, kaputzenartig mit dem Rock zusammen; doch zeichnete sie sich durch eine besonders modische Auffälligkeit des Schnittes aus. Es hing nämlich von dieser angenähten Kappe ein Zipfel gleichen Tuches den Rücken hinab, wohl eine

Elle lang und fast so weit als der Rock selber herunterreichend.

Heinrich Grawe las eben die erste Strophe des Verses von der Tafel ab:

Ihr habt ein prächtig Nest gemacht
Und dürft es fröhlich feiern.

als hinter ihm eine Hand an dem langen Kappenzipfel wie an einem Glockenseile zog und zugleich eine Stimme in die Recitation des an die Tafel geschriebenen Verses einfiel:

Doch aufgepaßt und aufgewacht,
Nehmt Euch bei Zeiten schon in Acht
Vor fremden Kukukseiern!

Als Heinrich Grawe sich umwandte, sah er seinem Freunde Bachs ins Gesicht. In des Bachsen Auge lag eine wehmüthige Bitte um Vergebung der Vertraulichkeit: Heinrich Grawe aber erröthete, als er des Mannes ansichtig ward, mit welchem er so lange Zeit eine Freundschaft gepflogen hatte, deren Unterbrechung sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen ließ. Wenn Grawe verstimmt über sich, über Hildburg, über alle Menschen war, so hatte er am wenigsten ein Recht, dies den treuen Bachs entgelten zu lassen, welcher unter der Weigerung seiner Tochter nicht weniger litt, als Grawe selbst. Es war zu erwarten,

daß wenn nur das Stillschweigen der Männer über eine Sache gebrochen sei, welche sie beide in gleicher Weise beschäftigte, auch die eben durch das lange Stillschweigen eingetretene Mißstimmung sich legen werde.

„Was denket Ihr, daß unter den fremden Kukuks-Eiern gemeint sei?" fragte Heinrich Grawe in einer Weise, welche wohl verrieth, daß er unter dem gleichmüthigen Tone nur seine Verlegenheit verbarg.

„Sehet dort die Meisen, Grasmücken und Rohrsänger, Meister Grawe!" erwiederte Bachs, nach dem Tische der zechenden Constafler weisend. „Wie wohl es ihnen in dem neuen Neste ist! Die Stätte des Kukuks aber kennet Ihr: sie ist zu Rapperschwyl. Der Kukuk von Rapperschwyl wird keine Ruhe haben, bis er seine Eier, das Ei der alten Geschlechter wieder in das warme Nest praktizirt hat, in welchem sich die jungen Meisen schon so heimisch fühlen."

„Ihr kennet den Flug der Vögel, Meister Bachs," fragte Heinrich Grawe wie in Gedanken. „Wann hat der Kukuk seine Zugzeit?"

„Der Kukuk?" antwortete Bachs. „Der kommt zu uns im April."

„Da dürfte er nicht mehr ferne sein; denn morgen ist schon Aschermittwoch" gab Meister Heinrich

zurück. „Wißt Ihr auch, wie man seiner habhaft wird?“

„Am besten, wenn man seine Stimme nachahmt,“ erwiederte der Schiffmann. „Sahet Ihr den Winter über nicht die Kukukspfeifen schneiden, um ihn mit dem Beginn des Frühlings durch den Kukuks-Ruf herbeizulocken? Kukuk!“

Bachs wußte den Ruf, welcher im Getöse der Zechenden verhallte, täuschend nachzuahmen. Komisch genug aber kam just der alte Grawe herbei.

„Gott mit Euch, Meister Bachs!“ grüßte der alte Mann.

„Seines Beistands sind wir stets bedürftig,“ erwiederte der Begrüßte.

„Thut mir auf ein Glas Welschen Bescheid!“ fuhr der rüstige Greis fort und zog den Fischer an den Tisch der Schmiedezunft.

„Mit Gunst, Ihr wackern Männer!“ sagte Bachs und setzte sich zwischen den alten und jungen Grawe an den Tisch.

„Meister Bachs, seid uns willkommen! — Gott zum Gruße, Meister Bachs!“ riefen alsbald zahlreiche Stimmen durch einander; denn Bachs war ein willkommner Mann überall, wo er erscheinen mochte. „Trinken die Schmiede und Schwertfeger nicht trotz den Constaflern?“

„Fürwahr, das wäre schwer zu läugnen,“ entgegnete Bachs, unter den rothen Köpfen sich umsehend. „Die Gluth ist aus dem Ofen Euch heut zu Haupt gestiegen.“

„Die Arbeit macht's,“ fiel der alte Grawe ein, „der Hammer ist weniger gefüge als des Goldschmieds Feile und die Zange handhabt sich schwerer als des Wechslers Rechenbuch.“

„Obschon die Zange nicht weniger glüht und zwickt, die in dem Rechenbuche des Constaflers sitzt,“ scherzte der Schiffmann.

Dieses Wort war Wasser auf die Mühle des ergrauten Freundes der vertriebenen Geschlechter.

„Sagt mir, Meister Bachs,“ raunte der alte Grawe seinem Nachbar ins Ohr, „welchen Unterschied findet Ihr zwischen den alten und neuen Geschlechtern?“

„Daß die neuen jünger und noch harmloser sind, als die alten,“ lachte Bachs.

„Werden sie mit den Jahren nicht auch an Alter und Erfahrung zunehmen?“ fragte der Greis.

„Ohne Zweifel,“ antwortete der Fischer. „Das ist so der Dinge Lauf.“

„Bachs, Ihr seid ein verständiger Mann!“ fuhr der Alte fort. „Werfet Ihr im Aerger Euer Netz ins

Wasser, wenn zwei oder drei Maschen daran schadhaft sind?"

„Nein — ich bessere es aus," antwortete der Fischer.

„Unter den Geschlechtern waren faule Glieder," sagte der alte Grawe mit leiserer Stimme, „mußte man darum Alle sammt und sonders über Bord werfen?"

„Ein verfaultes Netz," gab der Schiffmann zurück, „werfe auch ich ins Wasser, wo' es am tiefsten ist. Denn es ist zu nichts mehr nütze."

„Wo der Abt mit den Mönchen, wo Lust und Weiberdienst, wo Gold und Ueberfluß regiert," erwiederte der Alte mit kleinem Blicke auf die stolzen Zecher am Constafler-Tische, „ist da nicht auch die Fäulniß nahe?"

„Lasset's erst die Zeit erfüllen!" entgegnete Bachs.

„Ist es nicht des Bürgers Pflicht, der bösen Zeit zuvorzukommen?" fuhr Grawe fort. „Die Geschlechter haben eine lange Zeit der Buße, eine herbe Zeit der Lehre durchgemacht und sie würden gebessert wiederkehren."

„Wer die Zeit und ihre Anforderungen nicht begreift," antwortete der verständige Mann, „kann sich in solchem Ding nicht bessern, ob er auch wollte, und ob er auch gebessert scheint, ist er im besten Fall ein

Heuchler, der sich selber täuscht. Inzwischen haben die Geschlechter während ihrer Buße-Zeit wenig Zeichen einer Besserung gegeben."

„Urtheilt nicht zu strenge, Meister Bachs!" entgegnete der Alte. „Das Leben des Verbannten ist zwecklos wie der Reif, welcher keinen Finger zum Herren finden kann, und da mag viel Tolles wohl mitunterlaufen."

„Das mag sein," gab der Fischer zu.

„Könnte Euch der Sturz dieser neuen Geschlechter reuen, welche sich nur in die Stelle der alten setzen?" fragte der Alte, durch das Zugeständniß ermuthigt. „Würdet Ihr den Harnisch zum Kampfe für sie anlegen, wenn es eine ernste Sache gälte?"

„Mein bestes Waffen würde ich für sie hervorsuchen," entgegnete Bachs. „Ich will den Brunen nicht loben, will noch weniger die Einrichtungen dieser Zunft der Constafler loben; aber mit ihnen steht und fällt der geschworne Brief. Und für den geschwornen Brief will ich Leib und Gut einsetzen."

„Die rückkehrenden Geschlechter," hub Grawe wieder an, „dürften leicht den armen Bürger über den reichen setzen und der Treue würde der Lohn nicht fehlen, der ihr gebührt."

„Meister Grawe, sparet Euer Gold!" entgegnete

der Schiffmann mit edlem Stolze und stand rasch vom Tische auf.

Obwohl das Gespräch im Lärm der Zecher völlig unbemerkt geführt war, nahm der alte Grawe diese ernste Abweisung doch mit Beschämung und Schrecken auf. Der daneben sitzende Sohn, welchem kein Wort entgangen war, errieth die Gefühle und Befürchtungen des Vaters wohl, stand ebenfalls vom Sitze auf, folgte dem in aufrechter Haltung von dannen gehenden Manne und schlug seinen Arm in den linken Arm desselben.

„Gott sei Dank, daß Ihr einmal wieder der Alte seid!“ empfing Meister Bachs den jungen Freund, und sah, den Arm mit Wärme an sich ziehend, so freundlich zu ihm auf, wie wenn das längst vergessen wäre, was sich eben erst ereignet hatte.

„Nehmet den Vorfall doch nicht ernst!“ versetzte Meister Heinrich. „Ihr kennet ja den Vater wohl: er ist ein alter Mann.“

„Nur das ist's, daß Ihr Euern Arm mir reicht?“ erwiederte Bachs mit schmerzlichem Lächeln. „Wie möget Ihr darob nur Worte machen?“

„Dacht' ich's doch gleich!“ fuhr Heinrich Grawe fort. „Es war nicht nöthig, Euch zu bitten, daß Ihr schweiget über das, was Ihr gehört. Ihr wißt, es ist eine schwere Zeit und strenges Regiment: selbst ein unbedachtsames Wort kann von grausamer Folge werden.“

„Meister Heinrich," entgegnete der Schiffmann, seinen Arm aus dem Arm des Freundes ziehend, „es liegen unliebsame Dinge zwischen mir und Euch: aber bis heute hattet Ihr mich mit Wissen nie gekränkt. Bin ich ein Kundschafter geworden oder ein Ohrenbläser? Was giebt Euch ein Recht, so entehrenden Verdacht in mich zu setzen? Ich bin ein armer, aber ein ehrlicher Mann. Heinrich, das habe ich nicht um Dich verdient."

Der Schiffer Bachs, welcher in der Bescheidenheit seines Anzugs und ganzen Wesens vor dem wohlhabenden und geputzten Schmiedemeister stand, wie ein niedriger und gemeiner Mann, aber viele Ellen über denselben emporragte um der geistigen Hebung willen, die über sein Angesicht leuchtete, war durch den Verdacht, daß er die Rolle eines Denunzianten oder Spionen übernehmen könnte, so im Innersten bewegt, daß seine Stimme zitterte und im Schmerze der Erinnerung an die früheren Tage das trauliche Du über seine zuckenden Lippen glitt. Heinrich Grawe aber, welcher in seinem kurzen Rocke mit dem stattlich umgeschlungenen Gürtel und dem langen Zipfel an der Kappe mehr einem Constafler als einem Handwerksmann glich, stand im Gedächtniß an die Dienste, welche er dem Bürgermeister aus Haß und Verzweiflung geleistet, wie vernichtet vor dem armen Manne, unter dessen

Uebergewicht er sich wie ein Baum zur Erde drückte, in dessen Aesten sich der Wind gefangen hat.

„Lasset Alles vergessen sein!“ unterbrach Meister Heinrich das eingetretene Stillschweigen, im unwillkürlichen Drange, sich der demüthigenden Situation zu entziehen, in welche er sich gestoßen sah. „Lasset es zwischen uns sein, wie es früher war, und gebt mir Eure Hand!“

Meister Bachs ergriff die Hand des Freundes und seine Augen feuchteten sich.

„Heinrich,“ sagte er, die Thräne unterdrückend, „konnte ich meinem Kinde Zwang anthun? Vergieb und laß mich's nicht entgelten!“

„Es ist vergessen, Freund!“ erwiederte Meister Heinrich, die Hand an das Herz legend, dessen ungestümer Schlag das Gegentheil von dem bekundete, was er sagte. „Möge es Hildburg wohlergehen!“

„Sie ist mein leibliches Kind!“ versetzte Bachs. „Du weißt nicht, was das heißt. Ach — was habe ich in dieser Zeit gelitten!“

„Es ist vergessen!“ wiederholte Heinrich, mit seinem bürgerlichen Stolze kämpfend. „Aber nur den Grund möchte ich wissen. Nur Einen Grund.“

„Grund?“ fiel der Meister wehmüthig ein. „Des Bachsen Kind ist ein Kind der Träume. Des Wassers Tiefe hat ihr's angethan. Sie schaute allezeit so fin=

nend in die Tiefe, wenn sie in dem Kahne mit mir den See befuhr. Was aber in des Wassers Tiefe ist, das weiß nur Gott und hat kein Mensch erkundet."

„Sie ist eines Fischers Tochter," lächelte Heinrich Grawe. „Stünde darum ihr Sinn mit den Mächten der Wassertiefe in Beziehung?"

„Das ist ein sonderlich wirkend Handwerk," erwiederte der Fischer ernst. „Wo aber das Herz mit seinen Geheimnissen regiert, da fängt die Unmacht des Verstandes und seiner Gründe an."

„Geheimnisse?" fragte Meister Heinrich, in welchem der gekränkte Stolz wieder Stimme bekam. „Könnte Hildburg, sollte Hildburg kein anderes Geheimniß haben, als das in des Wassers Tiefe ist?"

„Mein Kind?" entgegnete Bachs. „Mein gutes Kind! Sollte mein Kind ein Geheimniß vor mir haben?"

„Graf Hans kam heute Abend in die Stadt geritten," fuhr Heinrich Grawe in kaltem Tone fort. „Ich bitt' Euch, Meister Bachs, habet einmal sorgsam Acht, ob die Tochter vor dem Vater kein Geheimniß hat?"

Dieses andeutende Wort drehte sich wie ein blutendes Messer in dem Herzen des Schiffers um. Der auffällige Gruß des Habsburgers, sein wiederholtes Umwenden in dem Sattel, der auf den Grafen deutende Finger des Knaben Eckenwieser, das ohnmächtige

Zurücksinken seiner Tochter, ihr krampfhaftes Anfassen der väterlichen Hand — All' das ging wie quälendes Traumgesicht an seinem innern Sinne vorüber. Wie ein vergifteter Pfeil durchschoß ihn in diesem Augenblicke der gräßliche Gedanke: „Sollte es durch die verführerische Kunst des Habsburgers dahin kommen, daß mein Kind eine rothe Kappe trage und in einem offenen Hause sitze?"

Inzwischen wurde seine Pein durch ein Gelächter übertäubt, welches von den Tischen der Zechenden herüberscholl. Die Schmiede und Zimmerleute hatten sich über die Stadt Zürich hergemacht, um Thürme und Dächer abzudecken, die Thore einzubrechen und die süßen Trümmer der Verwüstung als Zuckerteig zum Munde einzuführen. Auch Rüdger Manesse hatte sich der heiteren Gruppe genähert, um dem lustigen Zerstörungswerke zuzuschauen.

„Möchte unsere theure Stadt nie anders eingenommen werden!" wendete er sich an Meister Bachs, welcher mit Heinrich Grawe ebenfalls herangetreten war.

„Süß dem Bürger und dem Feinde bitter, so soll sie alle Zeiten sein!" erwiederte der Angeredete freimüthig.

„Aus Euch spricht die tapfere Schifferzunft," entgegnete Maneß, mit Wohlgefallen den einfachen Mann

betrachtend. „Ueber alle Gefahr hilft der Männer Tapferkeit und Gottes Schutz.“

„Muth im Sturme, Treu in Noth, Vertraun auf Gott! Das ist der Wahlspruch der Schifferzunft,“ sagte Meister Bachs. „Euer Wirken, Herr Manesse macht ihn zum Wahlspruch der Stadt Zürich.“

25.

Zu derselben Stunde, als die Schmiede und Zimmerleute auf dem Rüden die Zucker-Stadt verspeisten, schlich draußen ein Mann durch die dunkeln und menschenleeren Gassen und klopfte, an dem Neumarkt-Thore angekommen, vorsichtig an dem Gitterfensterchen der Thorstube.

„Bewachet oder beschlafet Ihr die Stadt?" fragte der Mann, nachdem sich das Fensterchen leise geöffnet hatte. „Schlafender Wächter, wachender Schläfer, machet auf!"

„Potz Hagel, keine Narren-Possen!" brummte der Thorwächter durch die Gitterstäbe. „Seid Ihr es, Straußenwirth?"

„Daß Ihr der Wächter seid, das merkt man an der Kupfernase," erwiederte der Andere, indem er, die Hand durch das Gitter steckend, nach der Nase des Wächters griff. „Es ist Zeit, die Vögel stehen vor dem Schlag."

„Merkt man's auch nicht an der Warzennase, so muß man's an der Tollheit merken: Ihr seid der Straußenwirth!“ versetzte der Wächter, indem er einen Schlüsselbund emporhob. „Hier sind die Schlüssel!“

„Schmierige Schnecke!“ ließ darauf der Straußenwirth den Wächter an. „Kreuch' aus Deinem Schnekkenhause und laß die Adler zu dem Aase ein!“

„Euch trau ich keine faule Bohne, Freund!“ antwortete der Wächter. „Erst die Erfüllung des Bedings; dann laß ich selbst den Teufel ein!“

„Kahlköpfiges Laster!“ versetzte der Straußenwirth, dem Thorwächter Etwas durch das Gitter reichend. „Da sind die goldenen Bohnen, die wir bedungen haben.“

Der Thorwart zog sich von dem Fenster zurück und überzählte an dem Schein einer düsteren Laterne die überreichte Summe. Da er sie richtig fand, kam er mit dem Schlüsselbunde aus der Thüre.

„Noch eine halbe Stunde bis zur Stäubglocke!“ flüsterte er.

„Das ist die bedungene Zeit,“ antwortete der Straußenwirth.

Der Wächter schob vorsichtig die Riegel an dem Pförtchen zurück, das sich in dem Thor befand, drehte langsam den Schlüssel um und entfernte sich dann mit

den Worten: „Das Uebrige ist Eure Sache, Straußenwirth!“

Nachdem das Pförtchen sachte geöffnet war, fragte der Straußenwirth: „Wie heißet Ihr?“

„Ich heiße Petermann,“ antwortete eine Stimme vor der Pforte.

„Tretet ein!“ flüsterte der Straußenwirth. „Seid Ihr allein?“

„Nein,“ versetzte der eingelassene, in einen Mantel gewickelte Mann. „Wir sind Zehne an der Zahl.“

„Wie heißen die Neune, die noch draußen sind?“ fuhr der Straußenwirth zu fragen fort.

„Jeder von ihnen heißt Petermann.“

Der Straußenwirth wich nicht von der Pforte, bis die neun Männer, jeder in einen Mantel gewickelt wie der andere, zum Thore eingelassen waren. Einer nach dem Andern, durch die Pforte schlüpfend, wiederholte das Wortzeichen Petermann. Ohne ein Wort zu sprechen, zerstreuten sich hierauf die Männer durch die Gassen, deren Richtung ihnen wohl bekannt zu sein schien. Bald trat der Thorwart, welcher hinter den Gitterstäben gelauert hatte, wieder aus der Thüre, schloß das Pförtchen, wie zuvor, zog die Schlüssel ab und stieß die Riegel wieder vor.

Der Straußenwirth ging an der Seite des Mannes, welcher zuerst eingelassen worden war.

„Ihr heißet Petermann," sagte er zu dem Vermummten, „wie ist des Petermannes Name?"

„Heinrich Bilgeri," antwortete der Gefährte. „Daß ein Bilgeri wie ein Dieb in der Nacht in die Stadt schleichen muß!"

„Bedankt Euch bei dem Bürgermeister!" fiel der Straußenwirth giftig ein. „Sein Haus am Wolfbach ist nicht allzu weit von hier. Dort thront er nun seit vierzehn Jahren in den Wolken und wir armen Sünder saßen da und beteten das Paternoster."

„Allen Heiligen sei's gedankt! Er ist da — der Tag der Rache," erwiederte Herr Bilgeri, die geballte Faust nach der Richtung ausstreckend, wo das Haus am Wolfbach stand. „Noch ein paar Stunden — und sein blutender Leib soll auf dem Rade thronen!"

„Die Nacht der Rache wollt Ihr sagen," berichtigte der Straußenwirth. „Von seinem Hause schaut St. Peters Bild: drum heißen wir der Petermann Der Schutz St. Peters soll ihm wenig helfen."

„Ihr lieben Gassen, gerade und krumm, ihr theuren Häuser, groß und klein," fuhr der lang Verbannte fort, plötzlich in eine andere Stimmung überspringend, „wie oft habe ich euch im Traum gesehen! Nur im Sarge will ich zum zweitenmale von euch schei-

den. Die verfluchte Finsterniß! Hier, hier — ist hier nicht der Bilgeri-Thurm?"

„Ein Petermann segnet diese Finsterniß!" versetzte der Straußenwirth. „Seid Ihr so unkundig der Heimath geworden? Wir sind hier im Neumarkt, Herr, und da zur linken Seite steht der Thurm der Bilgeri auf dem Bache."

„Du väterliches Haus!" rief Heinrich Bilgeri bewegt.

„Haben wir so die Rollen getauscht?" wehrte der Straußenwirth ab. „Seid Ihr toll, Herr, und muß ich den Klugen spielen? Stille, stille! Auch ist's nicht der Rührung werth: denn aus dem Bilgeri-Thurme schaut jetzt ein Krämpler raus."

„Ein Krämpler?" fragte Heinrich Bilgeri in so hohlem Tone, als ob ihm ein böser Geist die Kehle zuschnürte.

„Daß Ihr nur den Thurm nicht umarmet!" spottete der Straußenwirth. „Habt Ihr in Eurem Leben auch die Arme an der Weiber Fülle noch so sehr gedehnt, solch Wagestück wär allzugroß. Inzwischen lasset uns die Seitengassen suchen; denn Ihr lauft einher, wie Futter für die Scharwächter!"

„Die Stadt ist ja wie ausgestorben," entschuldigte der Gewarnte seine Unvorsichtigkeit. „Hat die Glocke schon geläutet, welche die Leute von den Straßen stäubt?"

„Nein," antwortete der Straußenwirth, „das ist Alles auf dem Rüden und säuft sich heut dicknudelvoll. Wir werden nach Mitternacht leichte Arbeit haben und die Helden der Stadt Zürich im Bette schnarchend finden. Nur die Weiber machen mir noch bange."

„Die Weiber?" fragte Herr Bilgeri.

„Die Weiber," bestätigte der Straußenwirth. „Was die Zünfter bei einer öffentlichen Schmauserei nicht aufessen, das nehmen sie auf den Rücken; denn sie stecken's hinten in die Kaputze, und bringen's ihren Weibern mit. Herr, Ihr kennet doch der Weiber Spatzen-Natur. Heute Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr fliegen alle Weiber der Stadt Zürich aus ihren Nestern und picken an den erübrigten, von den Männern in's Haus geschleppten Bissen, den Spatzen gleich, welche Ihr während Eurer Verbannung zu Rapperschwyl vor den Scheunen sahet, wenn gedroschen wird."

„Eine Frage im Vertrauen, Freund!" fiel der Verbannte ein. „Ist während unsrer Abwesenheit hier Alles toll geworden, so wie Ihr?"

„Alles toll, wie ein zur Sommerzeit gehetzter Hund, und der Bürgermeister ist der Tollen Oberster!" antwortete der Straußenwirth. „Inzwischen schiebt Euch hier in das Gäßchen, Herr, ich wittere Scharwächter!"

Heinrich Bilgeri klemmte sich unter dem Vortritt des Straußenwirths in das bezeichnete Gäßchen ein

welches zwischen den Häuser-Mauern sich durchwindend einem Manne kaum Durchlaß gewährte.

„Halt! Daß ich Euch nur nicht verliere!“ rief Herr Bilgeri, mit beiden Händen sich mühsam an den Mauern forthelfend. „Durch welche Stege der Unterwelt führet Ihr mich hier?“

„Das sind die Stege, aus welchen Ihr diese Nacht an die Oberwelt des Rathhauses emporsteiget,“ erwiederte der Straußenwirth. „Wenn's Euch hier zu schmal ist, Herr, warum rittet Ihr nicht auf der breiten Straße heute Abend ein?“

„Gott soll man nicht versuchen,“ entgegnete der Gefährte. „Es war übergenug, daß Herr Rudolf Biber mit Hilfe des Scheermessers sich als ein bartloser Mann unter die Knechte im Gefolg des Grafen mischte, weil es ihn empörte, sich bei Nacht in die Stadt zu stehlen, über welche die Herrschaft uns gebührt. Sind die Eingerittenen sicher untergebracht?“

„Nicht schlechter, als die Zünfter auf dem Rüden,“ versetzte der Straußenwirth. „Gott sei Dank, daß wir so in Aufnahme kommen! Nicht weniger als siebenhundert sind jetzt in der Stadt, welche heute Nacht die Bohnen in das Wasser werfen und zwischen Zwölf und Ein Uhr rufen: ich heiße Petermann.“

„Mit dem Aschermittwoch nehmen unsere Fasten

ein Ende," fiel Herr Bilgeri ein. „Der Erfolg kann uns nicht fehlen."

„Er darf nicht fehlen," entgegnete der Straußenwirth. „Denn fehlt's, so würden uns morgen die Zähne sammt dem Kopfe zum Frühstück fehlen. Fehlt's aber nicht, so wird der Bürgermeister mit seinen Freunden fortan weder Lachs noch Zuckererbsen essen. So wie so wird morgen manche Fastenspeise unberührt vom Tisch getragen."

„Daß nur Herr Ulrich Thye sammt denen, die mit ihm sind," fuhr Bilgeri fort, „mit heiler Haut über die Mauer kam! Er hielt es für sicherer, dem Seile und denen, die am Seile ziehen, als seinen eigenen Füßen zu vertrauen."

„Zieht etwa ein Küfer dieses Faß über die Stadtmauer?" gab der Straußenwirth fragend zurück. „Der aufschneiderische Lärmmacher! Mir ahnt nichts Gutes von ihm. Herr, saget mir die Namen der Petermänner, die mit Euch zum Thore einkamen!"

„Herr Konrad Fütschi war der Erste, der nach mir folgte," antwortete Herr Bilgeri. „Dann kamen Heinrich der alt Schüpfer und sein Sohn."

„Ehrbare Männer!" fiel der Straußenwirth ein.

„Auch war Ulrich Schafli der Junge mit Heinrich und Johannes Störi dabei."

„Möchten sie bald auf dem Rathhause sitzen!"

„Ulrich Affo und Heinrich Beno waren die letzten,“ fuhr Bilgeri fort. „Meister Straußenwirth, horchet auf! Ich höre watscheln, wie von Entenfüßen. — Ei — das ist Ulrich Thye und kein Anderer!“

„Der ist's,“ flüsterte der herzutretende Mann. „Eine Luftfahrt und nicht wieder! Wie das die Kehle austrocknet!“

„Da kann Rath werden,“ tröstete der Straußenwirth. „Hier ist das Haus des Herbergsvaters der Banditen!“

Die letztere Bezeichnung mochte nicht besonders angenehm in dem Ohre der Geschlechter klingen. Aber die Verschwornen selbst hatten sich den Namen beigelegt, welchen die Freunde des Bürgermeisters zur Beschimpfung der vertriebenen Geschlechter in Gang gebracht hatten.

Die Männer verschwanden darauf in der Herberge zum Straußen, welche trotz des unheimlichen Schweigens, das in dem Hause herrschte, mit Gästen angefüllt zu sein schien.

26.

Der Bürgermeister Brun führte ein strenges Regiment und so verlängerte sich denn auch die Festlichkeit auf dem Rüden, um kein schlimmes Beispiel für andere Fälle zu geben, nicht über die Stäubglocke hinaus. Als Meister Bachs nach Hause kam, traf er den Knaben Eckenwieser wachsam und frisch auf; denn der Junge wollte sich's nicht umsonst gesagt sein lassen, daß er das Haus zu behüten habe. Hildburg befand sich zu Bette: ob schlafend oder schlaflos, wissen wir nicht.

Der Meister schien ernst gestimmt zu sein und der Knabe hielt darum ein ehrerbietiges Schweigen ein.

„Vater, kann ich Euch behülflich sein?" fragte der Junge endlich, als Bachs die feiertäglichen Gewänder, in welchen er auf dem Rüden erschienen war, auszuziehen anfing.

„Hänge hier den Rock an den Nagel!" befahl der Meister in sanftmüthigem Ton. „Ist Hildburg lange schon zu Bette?"

„Schon lange," erwiederte der Knabe. „Sie war still und traurig, als wir von Euch gingen, fing zu weinen an, als wir zu Hause waren, und legte sich zu Bette, als ich in sie drang, daß sie mir sage, warum sie weine."

„War während meiner Abwesenheit Niemand hier?" fuhr der Meister zu fragen fort.

„Kein Mensch," entgegnete der Knabe mit Zuversicht; denn durch die Frage fühlte er sich in der Würde des ihm vom Vater anvertrauten Wächteramtes.

„Kam auch Niemand aus dem Haus?" inquirirte der Meister weiter.

„Es war ja Niemand im Hause, als Hildburg und ich," antwortete der Knabe, über diese Frage sehr verwundert.

„Ging Hildburg nicht etwa vor das Haus oder zum Brunnen, ehe sie sich schlafen legte?"

„Nein," versetzte der Knabe entschieden. „Ich verschloß die Hausthüre, nachdem wir eingetreten waren. Hier liegt noch der Schlüssel."

Meister Bachs nahm den Schlüssel in die Hand, wie wenn es ihm wohl thäte, durch die Berührung desselben sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Der Knabe aber, als er den Schlüssel in der Hand des Meisters sah, erröthete über und über und

wandte sich ab, wie wenn ihm die Erinnerung eines großen Fehltritts auf der Seele läge.

Der Meister fixirte den Knaben und fuhr ihn in ungewohnter Strenge, fast mit rauhem Tone an: „Du hast mir etwas verschwiegen, Knabe! Sprich, was hast Du mir verschwiegen?“

„Verzeihet!“ antwortete der Knabe mit bewegter Stimme. „Ich hatte es ganz vergessen; erst der Anblick des Schlüssels in Eurer Hand erinnerte mich daran.“

„Mach's kurz!“ fiel Bachs ziemlich heftig ein. „Kanntest Du den Mann, der im Hause war?“

„Wohl,“ — entgegnete der Knabe, „es war des Straußenwirths Knecht.“

„Des Straußenwirths Knecht?“ fragte der Meister. „Was wollte des Straußenwirths Knecht im Hause?“

„Fische wollte er haben, Vetter!“ antwortete der Junge sehr gleichmüthig und Bachs begann wieder leichter aufzuathmen.

Die an dem Pflegevater so völlig ungewohnte Hast und Heftigkeit hatte den armen, gewissenhaften Jungen so verwirrt, daß ihm seine Vergeßlichkeit nach den eindringlichen Fragen, die vorangegangen waren, wie eine Verletzung der ihm so ehrenvoll anvertrauten Hut des Hauses, fast wie eine Pflichtvergessenheit er-

schienen war. Meister Bachs aber, da er die Lösung des Mißverständnisses so offen vor sich sah, konnte nicht umhin, seine Heftigkeit und die Hast des Mißtrauens zu belächeln, welches ihm freilich nur die Makellosigkeit seiner Bürgertugend und der Eifer für seine und seines Kindes Ehre eingegeben hatte.

„Wir haben ziemlich Fische vorräthig," sagte der Meister freundlich und begütigt. „Gabst Du alle ab, mein Sohn?"

„Nicht alle," gab der Junge, im ganzen Gesicht erheitert, in dem klugen Tone eines Geschäftsmanns zurück. „Zehn Pfund, mehr Weißlinge als Forellen, das, dacht ich, sei genug. Denn morgen ist Aschermittwoch und in den Fasten werden die Fische rar."

„Wir fangen bald neue!" fiel der Meister lächelnd ein.

„Ist's Euch darum zu' thun, des ganzen Vorrathes los zu werden," sagte der Knabe ganz vergnügt, „so hat es gute Wege, Vetter! Der Knecht wollte durchaus den ganzen Vorrath haben; denn es seien gar viele Gäste in dem Straußen; Leute, die Geld haben müssen, wie Heu; sie essen Hammelskeulen und Eierkuchen, Fische und Geflügel, wie besessen. Es ist ja nicht weit ins Niederdorf. Ist's Euch recht, Vetter, so trage ich die übrigen Fische noch in den Straußen."

Meister Bachs zögerte, eine Antwort zu geben. Er setzte sich auf die Bank am Ofen, stützte den Kopf in die Hand und schien sehr nachdenklich zu sein. Der Knabe, auf die Antwort wartend, betrachtete ehrfurchtsvoll das edle Angesicht des Mannes, dessen Züge in dem trüben Lampenlichte den Anschein eines stillen Leidens trugen.

„Nimm die Fische," sagte Bachs darauf, rasch von der Bank aufstehend, „und trage sie heut Nacht noch in den Straußen!"

Der Knabe ging, wie ihm geheißen war, und kam alsbald mit einem zierlich gearbeiteten Fäßchen zurück, das er an einem Riemen um die Schulter gehangen hatte.

„Du hast während meiner Abwesenheit unser Haus behütet," redete der Meister den Zurückgekehrten mit ernstem Worte an. „Vielleicht bist Du berufen, die Stadt vor Gefahr zu behüten."

„Ich stehe in Gottes Hand," erwiederte der Knabe nicht minder ernst. „Befehlet, was ich thun soll!"

„Gott, in dessen Hand wir Alle stehen," fuhr der Meister fort, „wählt die Werkzeuge seines Willens nach seinem Gefallen aus. „Du sahest die Ritter und Herren heute Abend in die Stadt einreiten?"

„Mit den glänzenden Harnischen und den schönen Rossen!" fiel der Knabe ein, welcher aufrecht stehend

und mit dem Gefäße an der Seite, innerlich gehoben durch das väterliche Vertrauen, eine stolze Haltung hatte.

„Sohn, lasse Dich durch den Glanz nicht täuschen!“ entgegnete der Meister. „Die Männer in dem Glanze dieser Harnische sind die Feinde der Stadt Zürich.“

„Unsere Feinde?“ betonte der Knabe. „Läßt man auch den Feind ins eigne Haus?“

„Es konnte dawider nichts geschehen,“ versetzte Meister Bachs. „Wenn Du die Fische in den Straußen trägst, könntest Du vielleicht Vieles hören.“

„Ich überhöre nichts, was wider unserer Stadt Ehre ist!“ gab der Junge mit Selbstgefühl zurück.

„Du wirst die Männer, die Du heute zur Stadt einreiten sahest,“ fuhr der Meister fort, „in dem Straußen finden, und mit ihnen zechend vielleicht auch Bürger unserer Stadt, welche dort unter dem Vorgeben sich eingefunden haben, dem Grafen einen Ehrentrunk zu thun. Dränge Dich nicht zu; aber lasse Dir auch nichts entfallen!“

„Habet keine Sorge, Vater!“ antwortete der Junge. „Wollen sie uns Böses thun, ich seh es ihnen an den Augen an.“

„Sei mein Sohn und liebe Deine Vaterstadt!“

ermahnte der Meister mit bewegter Stimme. „Horche auf, wache, sei wacker und klug!“

Mit diesem Worte entließ Bachs den Jungen und begleitete ihn zur Hausthüre.

„Gott sei mit Dir!“ sagte er, nachdem die Thüre geöffnet war, und legte dem Gehenden die Hand aufs Haupt.

Der Knabe aber wanderte rüstig in die Nacht hinaus.

27.

So befanden sich denn nun die Hauptpersonen des Drama's, dessen blutige Entwicklung immer näher an uns tritt, die durch den Beschluß der Gemeine ausgestoßenen Geschlechter und Graf Hans mit den verbundenen Edelleuten, mitten in der bedrohten Stadt. Die Herberge zum Straußen glich in dieser Nacht einem kleinen Lager; denn hier war der Sammelort der Hauptleute und das Stelldichein eines Jeglichen, der nur immer für das mörderische Unternehmen Ordre zu empfangen hatte. Graf Hans, seit er einmal zur Betheiligung an der Sache entschlossen war, hatte eine ebenso umsichtige als stetige Thätigkeit entfaltet und traf auch jetzt, vor der Stunde der Entscheidung, überall mit dem Geiste eines Mannes, welchen Gefahr und Tod nicht schrecken, seine Anordnungen, warnte, wo er Leichtsinn oder Prahlerei bemerkte, stachelte an, wo er Verdruß sah, dämpfte, wo ihm Uebermuth und Geringschätzung des Feindes entgegen=

kam, ermunterte, wo er Kleinmuth und Zaghaftigkeit vermuthete.

„Ihr ahmet die Nachtigall auf der Harfe nach, Herr Graf!" sagte Burkhard der Blidenmeister, welcher den ihm von der Stadt bezahlten Sold auf eine so untreue Weise zu vergelten dachte und, eben vor einer wohlgepfefferten Speise und dem vollen Humpen sitzend, sich für das blutige Handwerk der nahen Mitternacht stärkte. „Meine Nachtigall ist die Blide, Herr! Doch kann ich auch ein Liedlein mit dem Spieße singen, wie diese Nacht beweisen soll."

„Meister Burkhard, Ihr seid ein tüchtiger Mann!" erwiederte der Graf, mit wohlgefälligem Lächeln auf den Appetit des Kriegsknechts schauend, dessen Mund von der über und über gepfefferten Speise wie eine Apotheke riechen mochte. „Darum ist Euch auch ein Hauptstück anvertraut. Ihr besetzet das Rathhaus und lasset eher den Teufel ein, als den Bürgermeister mit seinen Räthen."

„Macht Euch keine Sorge!" entgegnete der Blidenmeister. „Ich bin von Bern, Herr Graf, und zu Bern erlernt man nicht die Höflichkeit, am wenigsten gegen einen Züricher Bürgermeister."

Ulrich von Bonstetten war an den Grafen herangetreten. Der Graf wandte sich um und schaute dem Freunde ins Gesicht.

„Ulrich, Du bist nicht guter Dinge,“ sagte er, die fast bekümmerte Miene des Freundes betrachtend. „Fürchte nichts; des Manessen Hause soll kein Leid geschehen!“

„War ich nicht derjenige, der Dich trieb?“ versetzte Bonstetten. „Warum sollte ich jetzt nicht guter Dinge sein? Den Markt also hast Du mir als Posten angewiesen?“

„Wir bleiben zusammen, Ulrich,“ entgegnete der Graf. „Der Herr von der hohen Landenberg, Du und ich — wir halten mit unserem Gewalthaufen den Markt besetzt und leiten von da die ganze Unternehmung. Das eigentliche Mordhandwerk mögen die Geschlechter selbst versehen!“

Die Geschlechter saßen beisammen an einem Tische und unterhielten sich voll Eifer, wie sie die wiedereroberte Regierung handhaben, die treu gebliebenen Freunde belohnen, die Verräther an ihren Rechten strafen, ihre eingezogenen Güter wieder an sich nehmen und die frechen Eindringlinge aus ihren angestammten Häusern und Thürmen vertreiben wollten.

„Das Geschäft, Herr Biber, das Euch und den Eurigen obliegt,“ redete der Graf sie an, „habt Ihr Euch selber ausgesucht. Ihr kennet die Wege und Schliche in der Stadt, die Gassen und Häuser, die Freunde und Feinde der Regierung, und wisset, wo

sie zu finden sind. In welcher Ordnung Ihr Euch durch die Stadt zerstreut, wie man des Bürgermeisters und seiner einflußreichsten Freunde sich bemächtigt, wer die zu diesem Zwecke vorgesehenen Hülfsmannschaften führt, wie man in die Häuser der Rathsherren einfällt, überhaupt der vornehmsten Anhänger der Regierung habhaft wird, das ist Eure Sache. Der Beding nur stehet fest, daß des Herrn Manessen Haus von diesem nächtlichen Rachewerk verschont bleibt."

„Den Raub an unsern Ehren und Rechten, das auf den Blutgerüsten verspritzte Blut unserer nächsten Anverwandten im Gedächtniß," entgegnete Rudolf Biber mit zornglühendem Gesichte, „vierzehn Jahre der Verbannung in der einen, das Schwert der Rache in der andern Hand — — Herr Graf Hans von Habsburg-Rapperschwyl, Ihr sollet unsern Eifer nicht lässig finden! Alle Befehle sind gegeben; jede Rolle ist ausgetheilt."

„Das Unkraut mitsammt der Wurzel aus dem Boden und keinem Menschen Gnade, der nicht ruft: ich heiße Petermann!" fiel Ulrich Thye ein. „Den Bürgermeister voran ins Blut und dann die Bürgermeisterin darin ertränkt!"

„Kühlt man die Rache an den Weibern? Herr Thye, das lasset mich nicht wieder hören!" antwor-

tete der Graf und wandte sich vom Tische der Geschlechter ab.

Unweit saß auch der Herr von Matzingen mit dem Ritter von Steinegg und dem Junker Eglof von Wildenstein.

„Frisch auf, werther Adel!" redete der Graf sie an. „Es soll eine Endschaft damit nehmen, daß Fritz Gerber sich Gnad Junker nennen will. Das Maaß ist voll; es kommt ein neues Jahr."

„Schauet, Herr Graf, diesen Eierkuchen, den mir der Straußenwirth zum Imbiß bot!" erwiederte der Herr von Matzingen. „Ehe er nur kalt wurde, ist er schon wiederum eingetätscht. Denn wer zu schnell steigt über sich, der fällt gewiß bald unter sich. Diese stolzen Bürgerköpfe — sie sollen unter den Ritterstreichen eintätschen, wie die Eierkuchen."

„Herr Ritter von Steinegg," fuhr Graf Hans fort, „Ihr dringet nach der Schifflände vor und sorget, daß das Fußvolk, welches über den See zu Schiffe von Rapperschwyl uns zugezogen kommt, sicher an das Land steigt. Um Ein Uhr werden die Schiffe landen: erwartet dann am Landungsorte die weiteren Befehle!"

„Wie Ihr befehlet, so soll's geschehn, Herr Graf!" versetzte der Ritter von Steinegg, sich dienstbeflissen mit dem Kopf verneigend.

„Ihr aber, Herr von Matzingen, werdet das berittene Volk empfangen, dessen Zuzug für dieselbe Stunde festgesetzt ist. Ziehet mit Eurem Haufen durch die Neumarktgasse, schlaget das Neumarktthor in Stücke und lasset die Reiter ein, welche hier Eurer Befehle gewärtig sind."

„Kein Schwanz, Herr Graf, soll außerhalb des Thores bleiben," entgegnete der Herr von Matzingen, indem er den Rest des Eierkuchens zu sich nahm.

„Auch Ihr, Junker von Wildenstein, wisset bereits, was Euch zu thun obliegt. Ihr haltet den Platz vor dem Großmünsterthurm besetzt; habet auch Acht, daß sich Niemand an die Glocken schleiche, damit die Bürger nicht unzeitig aus dem Schlaf gestört werden!"

„Unterlasset nicht, Herr Graf," ermahnte der Ritter von Steinegg, „auch die obere Brücke mit einem starken Wachposten zu versehen."

„Dazu ist der Herr Graf Friederich von Toggenburg ersehen, welchem Heinrich der alt Schüpfer zur Seite stehen mag," erwiederte Graf Hans. „Wohlauf, vor Tages-Anbruch werden wir die Herren der Stadt Zürich sein!"

In einer anderen Stube der Straußenherberge lag eine Anzahl Knechte, des Befehls der Herren war-

tend. Graf Hans unterließ nicht, auch diese Knecht-Stube zu mustern.

„Meister Straußenwirth, thut nicht zu dicke mit dem Wein!“ ermahnte der stattliche Herr, in die qualmende Stube tretend. „Ist erst die Arbeit gethan, so mag auch Euer letztes Faß zur Neige kommen!“

„Euer Gnaden!“ stammelte der überraschte Wirth, zog sein Feder-Baret hastig ab und verneigte sich tief.

„Sind nur die Knechte treu und munter,“ fuhr Graf Hans fort, die demüthige Reverenz des Gastwirths übersehend, „so geben sie den Herren das Heft des Sieges in die Hand. Seid Ihr lange hier in der Stadt Zürich?“

„Nicht lange, Herr,“ antwortete der gefragte Knecht. „Ich kam unter Denen, welche in der Schiffladung voll Heu versteckt vor wenigen Tagen in die Stadt sich schmuggelten.“

„In der Gestalt von Pilgern kam die größte Zahl,“ fiel der Straußenwirth unberufen ein. „Wer sieht's jetzt ihren Kollern und Pickelhauben an, daß sie von Einsiedeln mit Mänteln und Muschelschalen an den Hüten kamen?“

„Euer Gesicht scheint mir bekannt,“ wendete sich der Graf zu einem anderen Knecht. „Man sieht's Euch an: Euch zittert das Auge nicht vor der blanken Klinge.“

„Ich bin," erwiederte der Mann nicht ohne Stolz, „des Herrn Beringer von Hohenlandenberg Knecht und ritt am Tage in die Stadt."

„Heinrich Eschiner ist sein Name," mischte sich der Straußenwirth wieder ein. „Diese hier kamen als Maurer in die Stadt."

„Sind die Knechte, welche sich an anderen Orten der Stadt verborgen halten," fuhr der Graf zu fragen fort, „über Sammelort und Stunde genau unterrichtet?"

„Sie harren auf die Glocke der Mitternacht und jeder kennt seinen Sammelort, Herr!" erwiederte des Landenbergs Knecht.

„Die Fahne am Münsterthurm trillt rundum, rundum!" unterbrach der Straußenwirth. „Schon rückt es gegen Mitternacht."

„Mit dem Schlag der Glocke mag aus seinem Schlupfwinkel hervorbrechen, wer eine Waffe trägt!" ermahnte der Graf. „Wackere Knechte, mag Eure Tapferkeit beweisen, daß Ihr in edler Herren Diensten stehet! Das Wortzeichen ist Petermann!".

Mit diesem Worte schritt der Habsburger aus der Stube, gefolgt von den Lobeserhebungen der Knechte. Wehe dem, der unter ihre eisernen Hände fiel!

Kaum aber war Graf Hans in die Herren=Stube zurückgekehrt, um hier die letzten Anordnungen zu dem Ueberfall der Stadt zu treffen, als plötzlich ein lauter Lärm aus der Knecht=Stube hörbar wurde, der ihn nicht gering erschreckte.

28.

Die Fischerhütte des Meisters Bachs, über welche ein Tag wie der andere in der Monotonie derselben Arbeit hinzugehen pflegte, dürfte noch selten von einer so bangen Stunde der Erwartung heimgesucht gewesen sein, wie diejenige war, in welcher der Knabe Eckenwieser mit den Fischen zu dem Straußen ging. Es ist wahr: vielleicht hing das Schicksal der Stadt von diesem Gange ab; aber konnte dem Knaben in der Mördergrube nicht ein Leid geschehen? Der Entschluß des Meisters, den Jungen zu so später Stunde noch auf Kundschaft auszuschicken, war rasch und vom Augenblick geboren, wie eine jener plötzlichen Eingebungen, welche den Menschen in Momenten der Entscheidung überkommen. Wenn aber auch die unbehagliche Spannung des Zuwartens über Bachs nach dem Abgange des Knaben jene Bedenken brachte, mit deren Trübe der klügelnd nachhinkende Verstand die Eingebungen des Geistes anhaucht, so kehrte er in der Einsamkeit seines Nachdenkens doch alsbald zu der

tapfern Sicherheit des Glaubens zurück, daß der Mensch in Gottes Hand stehe und nichts ohne den Willen Gottes geschehen könne.

Mit den Gedanken an den Gang des Eckenwieser nach dem Straußen kreuzten sich in dem Meister die Gedanken an Hildburg, sein liebes Kind. So räthselhaft für ihn auch der Zusammenhang war, es war augenscheinlich, daß irgend eine geheime Beziehung zwischen dem Grafen Hans und seiner Tochter Statt haben mußte.

War es des Mißtrauens irrer Trieb, war es der Schmerz der väterlichen Liebe? Bachs wußte selbst nicht, wie es kam, daß er sachte die Thüre der Kammer öffnete, in welcher Hildburg lag, um durch das Erlauschen ihrer Athemzüge sich zu überzeugen, daß der Knabe die Wahrheit gesprochen habe, wenn er versicherte, daß sie lange zu Bette sei. Hildburg aber schlief nicht; sie schlummerte nur und fuhr, so leise auch die Thüre geöffnet ward, hastig aus ihren Träumen auf.

„Wer ist hier?" rief sie, schwebend zwischen dem Traum- und wachen Leben. „Auch hier keine Ruhe! Selbst hieher dringst Du, Unberufener?"

Meister Bachs horchte athemlos. War es Heinrich Grawe, den sie meinte, war es Graf Hans, den sie zurückwies? Das väterliche Herz (und es täuschte

sich nicht) gab den Worten des Kindes die letztere Deutung und fand sich durch solche Deutung nicht wenig besänftigt. Konnte diese Sprache des Traumes eine andere als der Wahrheit unverfälschte Sprache sein? Ein aus der Wasserfluth Erretteter kann kaum erleichterter aufathmen, als der Fischer Bachs, da von seiner beengten Brust sich der Verdacht zu lösen begann, daß sein Kind in schuldigem Einverständnisse mit dem vornehmen Abenteurer stehe. Der Feind und Verräther an der Stadt war der Feind und Verräther an dem Frieden und der Ehre seines Hauses; derselbe freventliche Uebermuth, welcher ruhelos die Marken der Vaterstadt mit den Versuchen des Umsturzes überschritt, drängte sich auch in die heiligen Zirkel der bürgerlichen Häuslichkeit ein! Unter den Rosenblättern des inneren Lebens seines Kindes nistete der Wurm eines geheimen Seelenleidens; aber sie war nicht schuldig — das stand in diesem Augenblicke wie eine Offenbarung vor dem Geist des schlichten Mannes.

„Beunruhige Dich nicht, mein Kind!" sagte der Meister, auf der Schwelle der Kammerthür stehend. „Es ist kein Fremder hier. Erkennst Du die Stimme Deines Vaters nicht?"

Hildburg richtete sich von ihrem Lager auf und fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte sie den Traum verscheuchen, dessen Bilder sie geängstigt

hatten. In dem matten Lichtschein, welcher aus der Stube in die Kammer fiel, erkannte Bachs, daß Hildburg angekleidet auf dem Bette lag.

„Du bist's, Vater?“ entgegnete sie, so leicht aufathmend, wie wenn ihr eine Last von der Brust genommen wäre. „Ich war im Traume und das Traumbild hatte mich verwirrt.“

„Du warst im Traume?“ antwortete der Meister, indem er näher trat, die Hand der Tochter faßte und sich an der Lagerstätte niedersetzte. „Erzähle! Was hat Dir denn geträumt?“

„Verworrenes Bilderungestüm!“ gab Hildburg ausweichend zurück. „Der Schatten drängt den Schatten; es ist im Traum nichts Lebendes zu fassen.“

„Du sprachst von einem Unberufenen, der von Dir weichen möge!“ fiel der Meister sachte forschend ein.

Hildburg antwortete nicht und verdeckte mit den Händen das Gesicht, als ob sie sich des aus der Stube in die Finsterniß fallenden Lichtschimmers erwehren wollte.

„Hildburg!“ unterbrach der Meister das eingetretene Stillschweigen. „Es liegt Etwas zwischen uns, und zwar nicht von heute oder gestern her. Prüfe Dich, mein Kind! Ist es zwischen uns, wie es war und wie es sein sollte?“

„Nein," erwiederte Hildburg und fing zu weinen an. „Nein — es sollte anders sein!"

„Fürchte von mir keinen Vorwurf, liebes Kind!" fuhr Bachs mit weicher Stimme fort. „Vielleicht läßt es sich entfernen, das Fremde, das sich störend zwischen uns eingedrängt hat. Bin ich nicht Dein Vater, der Dich trug von Kindesbeinen an? Das Herz erleichtert sich durch Mittheilung. Fasse Vertrauen, Vertrauen zu Deinem Vater, gutes Kind!"

„O wehe, wenn mir das Vertrauen zu Euch mangeln sollte!" entgegnete Hildburg schluchzend. „Mein Herz und Alles, was ich bin, das ruht in Euch, wie ein hülflos Kind in seiner Mutter Arme. Aber vergebet meiner Schwäche — ach — ich kann nicht reden!"

„Liegt Dir Etwas auf dem Herzen, das Dein Gewissen böse nennt?" fragte der Meister.

Hildburg schien sich ernstlich zu besinnen. „Nein," zitterte endlich über ihre Lippen. „Nein!" wiederholte sie in entschiedenerem Tone. „Aber Euch mache ich Kummer, Vater. Das ist meine Sünde und Gott vergebe mir diese Sünde bei seiner Gnade am jüngsten Tag!"

„Den Kummer bezwingt des Mannes Herz," entgegnete der Fischersmann, die Hand an die Brust legend. „Ist mein Kind nur rein von Schuld, so

mögen über dem Grab der Hoffnungen, welche ich in heiterem Sinne Deinetwegen hegte, weiße Rosen blühen!"

„Weiße Rosen und ein weißes Kleid," versetzte Hildburg mit einem Seufzer, „das, Vater, wäre für Euer armes Kind das Beste!"

Bachs schwieg, schlug die Arme über einander und heftete den Blick zu Boden.

„Du sankst mir in den Arm," sagte er, „als wir am Rüden standen und der Reiterzug an uns vorüberkam."

In Hildburg pochten alle Pulse.

„Einer der Ritter," fuhr Meister Bachs eintönig fort, „wendete wiederholt sich nach uns um. Mir kann sein Gruß nicht gegolten haben; auch Deinem Bruder nicht."

Hildburg schwieg.

„Der Ritter," sagte Bachs in strengerem Tone, „führte im Schilde ein blaues Blümlein in schwarzem Felde. Hildburg, antworte mir! Konnte Dir vielleicht sein Grüßen gelten?"

„Mir konnte es vielleicht gelten," antwortete Hildburg, sank wie vom Geständnisse erschöpft auf das Lager zurück und verdeckte ihr Angesicht in den Kissen.

„Glaube nicht, daß ich an den Geheimnissen Deines Herzens zum einbrechenden Diebe werden wolle,"

fuhr der Meister fort, nachdem Hildburg wieder zu einiger Ruhe gekommen zu sein schien, „aber ich erkenne es für meine Pflicht als Bürger wie als Vater, Dich noch weiter zu befragen, und Du als gehorsames Kind, als mein Kind und als ein Kind unserer theuren Stadt Zürich, wirst die Antwort mir nicht weigern.“

„Ich will die Wahrheit sprechen, so wahr mir Gott helfe!“ antwortete Hildburg und richtete sich mit lebhafter Bewegung aus den Kissen auf.

Der Fischer Bachs ging hierauf in die Stube, holte die Lampe und stellte sie zur Seite des Bettes.

„Hast Du mit dem Grafen Hans von Rapperschwyl schon persönlich gesprochen?“ fragte der Meister, nachdem er an der Lagerstätte wieder Platz genommen hatte.

„Ja,“ bestätigte das beschämte Kind.

„Hat er sich bei Dir über Zustände der Stadt Zürich, über die Stimmung der Bürger oder andere Dinge solcher Art erkundigt?“

„Nein,“ entgegnete Hildburg mit gehobener Stimme. „Ich bin eine Bürgerin der Stadt Zürich und wollte eher sterben, als meine Vaterstadt an den Feind verrathen.“

„Welche Veranlassung aber führte Dich mit dem Feinde unserer Stadt zusammen?“ fuhr der Meister streng zu fragen fort.

„Ich war mit Fischen an das Land gestiegen, wanderte an dem See meines Weges fort und schöpfte unweit des Stadtthors Wasser an dem Brunnen. Dort traf er mich," erzählte Hildburg mit zuckenden Lippen.

„Und der Frevler that Dir schön, um Deinen und meinen Frieden zu zerstören?" sagte Bachs finsteren Blickes und sich hastig von seinem Sitz erhebend. „Sahst Du ihn noch ein andermal?"

„Noch einmal," erwiederte das zitternde Kind. „Er kam als Pilger verkleidet in die Kapelle unserer Heiligen."

„Um die Stätte Gottes und Deine kindlichen Gebete zu entweihen!" fiel der Fischer ein. „Und das thörichte Herz zog Dich mit Liebe zu ihm hin, gab Dich, mein Kind, in seinen Bann?"

„Vergebet, Vater, meiner Schwäche!" flehte Hildburg mit gefalteten Händen.

„Jetzt versteh ich," fuhr der Meister fort, raschen Schrittes in der Kammer auf und niedergehend, „warum Du den guten Heinrich Grawe nicht zum Ehegemahle willst."

„Eben weil er ein guter Mann und meines Vaters Freund ist, durfte ich ihn nicht betrügen," versetzte die Jungfrau mit weiblicher Würde und trat, vom Lager erhoben, dem Meister in den Weg. „Konnte

ich ihm meine Hand geben, während dies verirrte Herz für einen Andern schlug?"

„Unglückliches Kind!" rief der Vater schmerzlich aus. „Gott löse den Zauber, der Dir angethan ist. Thue mir's zu lieb: lasse den thörichten Traum!"

„Euch, Vater, will ich Alles zu lieb thun, auch das Letzte!" entgegnete das Kind. „Das war zuvor schon mein Entschluß, daß ich den Ritter niemals wiedersehe."

„Und wenn Meister Heinrich die alte Liebe für Dich bewahrt hat," fuhr Bachs zu ermahnen fort, „könnte sich Dein Herz noch zu ihm kehren?"

„Laßt mich Eurer würdig bleiben, Vater!" entgegnete die Tochter. „Was soll's dem Manne frommen, wenn er ein gebrochenes Herz das seine nennt? Sich bezwingen und entsagen kann der Mensch mit Gottes Hülfe: aber der Seele Vergessenheit und Frieden geben, das kann nur Gott allein."

„Nein, ich kann und will Dich nicht tadeln, Kind!" fiel Bachs mit Wehmuth ein.

„O verzeihet Eurem Kinde das Leid, das es Euch gethan!" rief Hildburg aus, von der väterlichen Güte tief bewegt. Dazu ließ sie sich vor dem Meister auf die Kniee nieder und streckte flehentlich die gefalteten Hände zu ihm auf.

„So demüthige Dich vor keinem Menschen!" miß-

billigte der Meister, indem er voll schmerzlicher Theilnahme auf die Knieende niederblickte. „Ach — daß ich Hülfe meinem armen Kinde wüßte!“

„Hülfe?“ sagte Hildburg, indem ein Strahl der Freude ihr Gesicht verklärte. „Ihr wollet nicht, daß ich vor Menschen so mich demüthige. Mir ist geholfen, wenn ich so vor Gott mich demüthige, damit er mir Frieden schenke und Vergessenheit.“

„Sprich deutlicher! Was ist Dein Wille?“ fragte der Meister.

„Eine Zelle in dem Kloster an dem Oetenbach — da wollte ich genesen!“ entgegnete das Kind.

„Sei getrost! Gott wird den Jammer wenden!“ sagte der Meister Bachs, hob die Tochter vom Boden auf und schloß sie in seine Arme.

29.

Als Graf Hans, von dem plötzlich entstandenen Lärm aufgeschreckt, nach der Knechtsstube zurückkehrte, fand er einen Schauplatz der Verwirrung und des Schreckens. Die Tische, an welchen eben noch die Zecher so guten Muthes gesessen hatten, standen leer; hier war ein Krug Weines umgeworfen und verschüttet, dort lagen die Trümmer einer in Stücke gegangenen Schüssel zu Boden; wilde Geberden, noch wildere Drohworte zeichneten den Haufen der Knechte aus, welche sich, mit gezogenen Messern und erhobenen Schwertern, knäuelartig in der Nähe des Ofens zusammendrängten.

„Hängt den Racker, wie ein geschlachtet Schwein, an den Füßen auf!" riefen die Einen.

„Dort an dem Nagel über der Mulde!" schrie ein Anderer.

„Was sollen die Umstände?" ließen Andere sich vernehmen. „Spaltet ihm den Kopf!"

„Der Straußenwirth mag dann die Hälften, wie

einen zerhackten Kalbskopf, in der Pfanne schmoren!" fügte ein halb Betrunkener hinzu.

„Was soll es hier?" rief Graf Hans im drohenden Tone eines Mannes, welcher des Befehls gewohnt ist, indem er, die Hand an das Schwert gelegt, hastig auf die wilde Gruppe eindrang. „Dieser Teufelslärmen! Knechte, seid Ihr toll?"

Bei der Annäherung des Grafen öffnete sich der Haufen; die gezückten Schwerter senkten sich und ein ehrerbietiges Stillschweigen trat unter den Knechten ein.

Da sich der Haufe der Drohenden für den Zutritt des Grafen geöffnet hatte, sah er, wie Heinrich Eschiner, des Landenbergers Knecht, einen Knaben am Schopfe hielt und eben gute Miene machte, demselben den Kopf zu spalten.

„Halt ein!" befahl der Graf.

Der Knecht gehorchte, obwohl widerwillig.

„Was hat der Bube verbrochen?" fuhr der Graf fort, während der Knecht den Jungen beharrlich am Schopfe festhielt.

„Der Racker ist ein Spion, dem sein Recht werden soll," antwortete der Knecht. „Man fand ihn von Ohngefähr hier in der Mulde versteckt, gleich nachdem Ihr die Stube verlassen hattet, gnädiger Herr Graf!"

„Laßt die Haare des Knaben los!“ fuhr der Graf zu befehlen fort. „Er soll erst Rede stehen!“

Der Knecht gehorchte; riß aber den Jungen erst noch tüchtig an den Haaren. Der Knabe verbiß die Schmerzen und gab keinen Laut.

„Wie ist Dein Name?“ fing der Graf streng zu fragen an.

„Mein Name ist Eckenwieser, Herr!“ erwiederte der Knabe unerschrocken.

„Was führte Dich hieher?“ fragte der Graf weiter, überrascht durch das muthige Wesen des Knaben, welcher mitten in dem wilden Gedräng der Knechte sich nicht schrecken ließ.

„Ich trug Fische zum Verkauf hieher,“ antwortete der Knabe, offen in das Gesicht des Grafen schauend. „Der Meister Straußenwirth hatte sie mitten in der Nacht noch bei meinem Vater bestellt.“

„Es ist so, gnädiger Herr Graf, ich will's nicht läugnen,“ fiel, die Mütze lüftend, der Straußenwirth ein, welchen ein Erbarmen um das von den Kriegsknechten bedrängte Bürgerskind anzukommen schien.

„Wie kamst Du aber hinter den Ofen in diese Mulde?“ fuhr der Graf fort.

„Meines Geldes wartend,“ erzählte darauf der Knabe ruhig, „trat ich in die Stube ein, um den Meister Straußenwirth zu suchen. Die Fische habe ich

in der Küche abgegeben und bin noch nicht bezahlt. Der Meister Straußenwirth war nicht in der Stube; da setzte ich mich, um seine Ankunft zu erwarten, hinter den Ofen an die Mulde und schlief ein."

„Der Racker that, als ob er schliefe," bemerkte des Landenbergers Knecht, „und wollte nicht erwachen, so unfein ich ihn auch an den Haaren schüttelte. Er mag jetzt schlafen, um niemals wieder zu erwachen!"

„Habe ich Uebles gethan, Herr Graf," fuhr der Knabe darauf mit einem stolz abweisenden Blicke auf den Kriegsknecht fort, „so ist's nur das, daß ich ermüdet war und mich des Schlafes nicht erwehren konnte. Herr Graf, richtet über mich! Mein Leben steht in Eurer Hand."

Das kühne, freimüthige, ja stolze Wesen des Jungen zog den Grafen mächtig an. Auch widerstrebte es seinem ritterlichen Sinne, das wehrlose Kind der blutigen Gewalt der Knechte anheimzugeben.

„Herr Graf, glaubet dieser Schlange nicht!" sagte der wilde Heinrich Eschiner und langte nach Eckenwieser aus, um ihn von neuem zu fassen.

„Knecht, rühret mich nicht an!" rief der Junge mit geballter Faust, indem er entschlossen den rechten Fuß vorsetzte, als ob er sich zur Abwehr rüstete. „Ihr sollt mein Leben nicht wohlfeil haben, obwohl ich weder Wehr noch Waffen habe."

Solches Benehmen verfehlte seine Wirkung selbst auf die rohen Knechte nicht, zumal die drohende Situation des schwachen und wehrlosen Jungen diesen baumstarken und gewappneten Knechten gegenüber etwas Komisches erhielt, nachdem der erste Eindruck des tapfern Drohwortes verflogen war.

„Das will ein wackerer Kriegsknecht werden!" lachte sogar Heinrich Eschiner.

„Er ist eines armen Fischers Sohn!" unterbrach der Straußenwirth die Scene. „Der Pflegesohn des Fischers Bachs."

„Des Schiffers Bachs?" betonte Graf Hans.

„Des Schiffers Bachs," entgegnete der Straußenwirth.

Dieser schurkische Mann, in welchem das Verlangen der Rache jedes andere Gefühl ausgebrannt zu haben schien, verspürte in sich der Gewalt der Kriegsknechte gegenüber eine Art bürgerlicher Regung. Auch berückte ihn der Geiz. Denn er dachte im Gedränge die Fische unbezahlt zu lassen, wenn der Knabe aus dem Haus gestoßen werde. Die kleinliche Gemeinheit einer eingefressenen Leidenschaft findet bei derartigen Naturen die Oberhand leicht gerade in dem entscheidenden Momente, wo der ganze Erfolg lang gehegter Plane auf dem Spiele steht.

„Knabe, weißt Du, was ein Eid bedeuten will?" hub der Graf wieder an, welcher diesen kleinen Ecken-

wieser um seiner Keckheit und seines Freimuths willen ordentlich liebgewonnen hatte und ernstlich wünschte, denselben freizugeben, zumal seit er gehört hatte, daß derselbe ein Sohn des Fischers Bachs sei.

„Wer nicht hält, was er zu Gott und den Heiligen geschworen hat," versetzte der Knabe furchtlos und mit laut vernehmlicher Stimme, „der will das Wohl des Leibes und der Seele verwirkt haben, zeitlich und ewiglich."

„Der Range!" fiel Heinrich Eschiner über solche Gelehrsamkeit nicht gering verwundert ein. „Bei welchem Pfaffen er nur in der Lehre gewesen sein mag!"

„Das weiß ich von meinem Vater. Was wird es hiezu eines Pfaffen bedürfen?" lachte der Junge, über die Unwissenheit des Kriegsknechts triumphirend.

Des Landenbergers Knecht machte eine neue Bewegung mit dem Schwerte, als ob er dem Racker nothwendig den Schädel spalten müßte; der Knabe aber spottete seiner durch die Ruhe, aus welcher keine grimmige Geberde ihn zu werfen vermochte.

„Fürwitziger Junge!" fuhr der Graf fort. „Du hast nun die Wahl. Entweder versucht sich an Dir des Schwertes Schärfe oder Du schwörest einen Eid, daß Du keinem Menschen sagst, was Du hier gesehen und gehört hast. Entscheide!"

Der Knabe schaute bedächtig nach dem gezückten

Schwerte des Knechtes um, auf dessen Schärfe der Graf mit drohenden Blicken gewiesen hatte. Die Knechte hielten ein finsteres Stillschweigen ein; der Knabe schien sich zu besinnen.

„Entscheide!" befahl der Graf von neuem.

„Erlaubet, Herr Graf, daß ich erst mit meinem Vater rede!" antwortete der Knabe, schwankend im Entschlusse. „Der Meister Straußenwirth mag ihn rufen lassen; es ist nicht weit von hier. Was er entscheidet, das will ich thun!"

Die Knechte lachten über diese Auskunft: auch der Graf, so drohend er sich anstellte, konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Es bedarf nicht auch noch Deines Vaters!" fuhr er fort. „Wir haben an Dir genug. Schwöre oder Ihr, Heinrich Eschiner, vollbringet an ihm, was Rechtens ist!"

„Ich will schwören," entschied der Knabe endlich mit Entschlossenheit.

„Wohlan —" sagte der Graf, „ich gebe Dir den Eid, daß Du niemals zu irgend einem Menschen ein Wörtlein davon sagest, was Du hier gesehen und gehört hast. Heinrich Eschiner, haltet ihm das Kreuz an Eurem Schwert zum Schwure vor!"

Der Knecht hielt dem Knaben den kreuzförmigen Griff seines Schwertes vor.

„Ich schwöre," sagte der Knabe ohne Zagen und legte den Daumen sammt den beiden ersten Fingern an des Schwertes Griff. „Ich will niemals zu irgend einem Menschen ein Wörtlein davon sagen, was ich hier gehört und gesehen habe: so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen!"

Nach dem geleisteten Schwure begann unter den Knechten ein unzufriedenes Murren; der Graf aber entschied, daß der Zeuge frei sein solle. Er war der Bruder Hildburgs! Es war, neben dem natürlichen Edelsinne, auch diese Saite, welche bei der Entscheidung in der Brust des Richters nachklang.

Der Knabe eilte davonzukommen. Als des Landenbergers Knecht die Thüre öffnete, um den Freigegebenen zu entlassen, gab er demselben noch einen Streich mit der flachen Klinge und stieß ihn hinaus. Der Meister Straußenwirth aber lachte in die Faust; denn die Fische waren unbezahlt.

30.

Der durch schwere Träume beunruhigte Schlaf des Bürgermeisters wurde in dieser Nacht unterbrochen, fast ehe er begonnen hatte.

„Hat es nicht geklopft? Es klopft!" fuhr der durch die Traumbilder eines ungewissen Schlummers geängstigte Mann von seinem Lager auf und streckte den Kopf vor, um zu horchen, ob das Geräusch sich wiederhole, welches er zu hören vermeint hatte.

Es blieb stille. Kaum erlauschte der Horchende den Athemzug des Stadtknechts, welchem er für diese Nacht die Wache in dem Vorzimmer seines Schlafgemaches übertragen hatte.

„Michelmann!" rief der Bürgermeister, da er nichts weiter hörte. „Hans Michelmann, hat es nicht geklopft?"

Der Stadtknecht gab keinen Laut. Ueber dies Stillschweigen erschreckt, stand der Bürgermeister vom Bette auf, warf hastig den Ueberwurf um und fuhr mit den nackten Beinen in die Schuhe, welche zu den

Füßen des Bettes standen. Sachte die Thüre öffnend, fand er, daß der Wächter eingeschlafen war.

Den Bürgermeister erfaßte es, wie eine heilige Scheu. Die auf dem Tische stehende Kerze war tief herabgebrannt; der treue Knecht saß mit übereinander geschlagenen Armen auf einem zur Seite des Tisches gerückten Stuhle und nickte im Schlafe friedlich lächelnd mit dem Kopfe.

Der Schlaflose, da er den Schläfer sah, trug wehmüthige Sanftmuth im Gesichte. „Der Glückliche! Er schläft!" murmelte der Bürgermeister, den Schlafenden betrachtend und um den stillen Frieden beneidend, der auf seinen Gesichtszügen lag. „Er ist ein Knecht und kennt das Trachten nach Ehre nicht. O Ruhe, du süße Gabe Gottes, dich schätzt nur, wer dich nicht hat!"

Der Bürgermeister hatte noch nicht ausgesprochen, als sich von neuem draußen an der Hausthüre ein starkes Pochen vernehmen ließ. Er fuhr in sich zusammen, wie vor einem Gewitterschlage. „Wache auf!" rief er dem Knechte in die Ohren und rüttelte den Schläfer mit Mannsgewalt, also daß der Arme fast vom Stuhle fiel.

Der Knecht war voll Schrecks. „Verzeihet, Herr!" flehte er mit emporgehobnen Händen.

„Es hat draußen an der Hausthüre geklopft!"

antwortete der Bürgermeister mit der Würde schnell angenommener Ruhe. „Schaue nach, was der nächtliche Lärm bedeuten will!“

Demüthig und voll Schuldbewußtseins entfernte sich der Knecht, um alsbald wiederzukehren.

„Ein närrischer Knabe, der im Fieber dem Bett entsprungen scheint,“ berichtete der Knecht, „wartet draußen und verlangt mit thörichtem Ungestüm Einlaß in das Haus.“

„Laß ihn ein!“ befahl der Bürgermeister. Der angemeldete Knabe erschien, während sich der Stadtknecht auf einen Wink des Bürgermeisters aus dem Zimmer zurückzog, nicht ohne einen bedeutungsvollen Blick auf den verstörten Jungen geworfen zu haben.

„Was hast Du zu so später Stunde anzubringen?“ ließ der Bürgermeister den Knaben an.

Der Knabe gab keine Antwort.

„Bist Du stumm oder willst Du mich narren?“ fuhr der Bürgermeister in strengem Tone fort.

Der Knabe blieb stumm wie ein Fisch und warf sich, statt eine Antwort zu geben, mit hastiger Bewegung vor dem weit in das Zimmer vorspringenden Ofen nieder.

Der Bürgermeister zweifelte nicht länger, daß er mit einem Fieberkranken zu thun habe, welcher der Pflege des Wärters entsprungen sei, und machte be-

reits Miene, den Armen aus dem Zimmer schaffen zu lassen. Da rief der Knabe mit wahrer Seelenangst und überlaut: „O Ofen, Ofen!“

„Was hat Dir der Ofen gethan?“ fragte der Bürgermeister darauf den närrischen Gesellen.

Als der Knabe hieran merkte, daß die volle Aufmerksamkeit des Bürgermeisters auf ihn gerichtet sei, fuhr er, auf den Knieen liegend und die Hände zu dem Ofen emporhaltend, mit noch lauterer Stimme fort: „O Ofen! Ofen! Ich sage Dir, daß in der Herberge zum Straußen im Niederdorf viel Herren und Knechte, die sich an dem Wortzeichen Petermann erkennen, mit Gewehr und Harnisch versammelt sind, und wollen in dieser Nacht einen großen Mord thun an allen Denen, welche an unserer Stadt Neuerungen und der Vertreibung der Geschlechter schuldig sind, und hab ich ihnen müssen schwören, Solches keinem Menschen zu sagen. Darum sag ich's Dir, Ofen, für eine ganze Wahrheit!“

Der Knabe entfernte sich so schweigend, als er erschienen war. Der Bürgermeister aber legte eiligst den Panzer an, gürtete sich ein Schwert um und rief dem seines Befehles wartenden Knechte zu: „Der Feind ist in der Stadt! Wecke alles Gesinde im Hause und schick es in die Nachbarschaft, um die Verrätherei den

Bürgern kund zu thun. Mein oberster Knecht eile zum Großmünster und läute die Sturmglocke. Du selbst hast mich zum Rathhaus zu begleiten!"

Ein Augenblick — und alles Hausgesinde war auf den Beinen. Der Bürgermeister hatte einen pelzverbrämten Mantel umgeworfen; der Stadtknecht aber, welcher hinter dem stattlichen Manne die Treppe hinabging, trug ein dürftiges Obergewand.

Die Hausthüre war schon geöffnet, als der treue Diener sagte: „Herr, erlaubet mir ein Wort!"

„Eile!" befahl der Bürgermeister. „Es ist keine Zeit mehr, Worte zu machen."

„Horchet!" fuhr der Stadtknecht fort. „Es ist schon Gedränge auf den Straßen. „Gebet mir Euren Mantel, Herr, und leget den meinen an!"

Der Bürgermeister verstand, was der treue Diener meinte, und ließ es zu, daß die Oberkleider in Eile gewechselt wurden.

„An mir, dem Knechte, ist wenig gelegen", sagte der Diener, indem er dem stolzen Manne das dürftige Gewand umhängte. „Verzeihet, Herr, daß der Schlaf in dieser Nacht dem Wächter für Euer theures Leben die pflichtvergessenen Augen zugedrückt. Ich will es sühnen und Gott danken, wenn das

Leben meines Herrn und die Freiheit unserer Stadt Zürich durch meinen Tod gerettet werden soll."

Der Stadtknecht schritt hierauf in dem pelzverbrämten Mantel in die Nacht hinaus; der Bürgermeister aber folgte und ging ihm wie ein Diener nach.

31.

Der durch den Jungen Eckenwieser, welcher sich unbemerkt in die Stube der Knechte hinter den Ofen zu schleichen gewußt hatte, hervorgerufene Zwischenfall hatte, so unbedeutend er schien, doch einige Verwirrung in dem Lager der Verschworenen hervorgebracht. Die Vorsichtigen fürchteten die Entdeckung der mit so viel Klugheit entworfenen und mit einer seltenen Eintracht geheim gehaltenen Sache noch in dieser letzten Stunde; Feige oder Solche, welche sich hintangesetzt meinten, begannen Zweifel in das Gelingen aufzuwerfen; die Muthigen drängten, daß man alsbald in die Straßen hinabsteige, um den demoralisirenden Bedenklichkeiten der Schwankenden ein Ende zu machen; Graf Hans, welcher sich selbst gestehen mußte, daß bei der Freilassung des Knaben sein Herz eine größere Rolle gespielt, als sein Verstand, und die Erinnerung an Hildburg mehr über ihn vermocht habe, als das Gedächtniß an die Zwecke der Verschwörung, hielt ebenfalls am besten, den im eigenen Lager be-

gonnenen Streitigkeiten durch eine beschleunigte Führung in den Kampf ein Ende zu machen. Zwar war es bis Ein Uhr, der verabredeten Zeit, kaum noch eine Viertelstunde; aber auch diese kleine Abweichung von dem ursprünglichen Plane, die man für nöthig hielt, um jeder etwa möglichen Entdeckung zuvorzukommen, sollte nicht ohne schlimme Folgen sein. Wenigstens kam dadurch eine gewisse Verwirrung, wie sie mit aller Hast verbunden zu sein pflegt, von Anfang in die Ausführung.

In diesem ordnungslosen Getümmel, als sich die Verschworenen fertig machten, auf die Straße hinabzuziehen, wurde Niemand unheimlicher zu Muthe, als dem Grafen Friederich von Toggenburg. Die wilde Hetze, das stoßende Gedränge, die rohen Flüche der Kriegsknechte, die rachsüchtige Blutgier der Geschlechter, der Zank der Verschworenen, das Poltern und Toben, alle die wüsten und gemeinen Schlacken, die sich dem Menschen an die gewaltsame Verwirklichung eines Ideales hängen — der harmlose Graf von Toggenburg, dieser junge Mensch, der sich durch die pfäffischen Einflüsterungen seines Oheims, des Probstes, für den Sieg des Ritters über den Zünfter, des Edelmanns über den Städter hatte begeistern lassen, wußte kaum, wie ihm geschehen war, als er sich unter eine wilde, polternde Rotte ehrsüchtiger, blutge=

wohnter, beutegieriger Menschen gestoßen sah. Der Gedanke, daß durch die Niederbeugung des Städters unter das edle Ritterthum die durch die bürgerliche Ueberschreitung aller hergebrachten Gesetze der Gesellschaft verletzte Ordnung Gottes wieder hergestellt werde, hatte sich seinem jugendlichen Sinne mit so lockender Süßigkeit eingeschmeichelt; und nun diese lärmende, widerspruchsvolle, eigensüchtige, rauhe Wirklichkeit im Kreise der Verschwornen! Der Toggenburger hatte Muth so gut als Einer (denn feig zu sein ließ sein edles Geschlecht kaum zu) und er wäre in offenem Felde, trotz dem Grafen Hans, furchtlos in den Feind geritten: aber seit er dem Getriebe dieser verschworenen Gesellen ins Auge gesehen hatte, bangte ihm vor dem nächtlichen Ueberfall der Stadt, vor der Ermordung der Bürger im Schlafe, dem finsteren Vernichtungskampfe in den engen Gassen, vor den Bächen Blutes, mit welchen die Straßen der seinem Vater so lange verbundenen Stadt in dem heimtückischen Dunkel der Nacht geröthet werden sollten.

Der Schreier Thye, welcher seinen dicken Leib zwar gerne wieder in einen Rathhaussessel gesetzt, aber seine Haut sehr ungerne dafür zu Markt getragen hätte, hatte längst die Gesichter der Verschworenen gemustert, um den einen oder anderen Genossen seiner Absichten ausfindig zu machen. Unter den Gesichtern, die er

seiner Prüfung unterworfen hatte, schienen ihm diejenigen des Freiherrn von Bonstetten und des Grafen Friederich von Toggenburg die mißmuthigsten zu sein. An den Bonstetten aber wagte er sich nicht, weil derselbe dem Haupte der Unternehmung, dem Grafen Hans, zu nahe befreundet war: so ersah er sich denn den unerfahrenen Toggenburger aus, welcher in dem entstandenen Gedränge nachdenklich bei Seite stand.

„Bei Gottes Wunden!" redete er den Grafen an. „Wie geht mir das Alles wider den Kopf! Daß die Geschlechter mit ihrem Haufen zuerst das Haus des Bürgermeisters stürmen: gut. Ich bin dabei und der Erste voran, wenn es gilt. Aber den Verräther, anstatt ihn auf der Stelle zu erwürgen oder an einen Spieß zu nageln, auf den anderen Morgen für das Blutgerüste erübrigen zu wollen, wie einen rothen Pfennig für die Kindersparbüchse: das ist die Art von Federfuchsern."

„Der Plan ist, sich des Bürgermeisters zu bemächtigen, lebendig oder todt," erwiederte der Graf, aus seiner Zerstreutheit erwachend und den Renommisten groß anschauend.

„Die ganze Sache gefällt mir nicht," versetzte der Patrizier kopfschüttelnd. „Dieser Herr Rudolf Biber — überall wußte er die wohlberechnete Kühnheit meiner Rathschläge zu hintertreiben."

„Ich gestehe, auch mir gefällt Vieles nicht,“ entgegnete das Ritterkind, ebenso zerstreut als offenherzig.

„Pah,“ sagte Herr Thye, schon kecker geworden durch dieses Zugeständniß, „Rudolf Biber, der alte Fuchs, hat uns Alle in den Korb geplaudert.“

Inzwischen geschah der Aufbruch der Verschworenen. Dietel Schenk, des Toggenburgers Edelknecht, gesellte sich zu seinem Herrn, dem jungen Grafen, und Ulrich Thye schloß sich ihnen an.

Der Edelknecht war ein älterer Mann und hatte bei Grynau unter des alten Toggenburgers Fahne mitgefochten. Er hatte das Zucken der blutigen Glieder seines geliebten, bei Grynau erschlagenen Herrn nie vergessen können und war, in den Dienst des Sohnes getreten, diesem immer mehr als Knecht gewesen. Obwohl ihm Stillschweigen gegen den jungen Grafen, seinen Herrn, geziemte, hatte er doch mehr als einmal seinen Widerwillen gegen dieß Bündniß mit den Rapperschwylern kund gegeben, die den Helden des Toggenburgs erschlagen hatten. Der schlauen Feigheit des Patriziers war auch diese Fährte nicht entgangen.

„Ihr seid ein tapferer Mann, des alten Toggenburgers Edelknecht!“ wandte sich Herr Thye an Dietel Schenk, mit welchem er hinter den Andern die Treppe

der Herberge hinunterstieg. „Für Euch ist's ein fremder Dienst, unter einem Grafen von Rapperschwyl zu fechten."

Der Edelknecht murmelte Etwas zwischen den Zähnen, das wie ein Fluch klang. Obwohl's der Patrizier nicht verstand, so war ihm dieses Zeichen des Unwillens doch schon genug.

„Eine stockfinstere Nacht!" fuhr Herr Thye draußen auf der Gasse fort. „Bei Tage an den Mann! Das ist mein Spruch. Wir ziehen nächtlich und verstohlen wie die Füchse aus, um einen Löwen in seinem Neste aufzuhetzen."

„Hat sich mit dem Löwen!" erwiederte der Edelknecht lakonisch.

„Eine Mordnacht unter ehrlichen Feinden anzurichten, das hat auch meinen Beifall nicht!" fiel der Jüngling, am Ufer der Limmat durch das Niederdorf voranschreitend, mit unterdrückter Stimme ein.

„Zumal unter eines Rapperschwylers Fahne!" ergänzte der Edelknecht.

„Laß das, Dietel!" wehrte der Toggenburger ab. „Vorwärts! Jetzt hilft kein Bedenken mehr."

„Hilft nichts mehr?" wagte sich Herr Thye fragend vor. „Herr Graf, höret Ihr nicht die Limmat hier zu Euren Füßen rauschen? Ein Nachen — und wir fahren auf das andre Ufer in die Sicherheit, um

lieber von ferne dem Spiele zuzusehen, als selbst dabei zu sein."

Der Patrizier, welchen die Sohlen desto heißer brannten, je näher es dem Kampfplatz zuging, hatte sich deutlich genug durch dieses Wort verrathen. Er wollte in Sicherheit fahren, fern vom Spiele den Erfolg abwarten; von hinnen fliehen, wenn der blutige Wurf mißlang, an den Früchten des Sieges Theil nehmen, wenn er gelang. Und die Genossenschaft des Grafen von Toggenburg sollte ihn vor Anfechtungen und Ueberweisung seiner Feigheit sicher stellen.

„In Sicherheit fahren? Schämet Euch, Herr Thye!" wies der Graf den Versucher zurück.

„So ist's nicht gemeint, Herr Graf!" verbesserte sich der Zurechtgewiesene. „Dort drüben, vom andern Ufer, kann Jeder noch ebenso gut an den ihm zugewiesenen Posten kommen. Gleich hier oben, an dem Rathhausplatze, drängt sich schon das Volk des Habsburgers und zurückgeblieben, wie wir sind, werden wir Mühe haben, uns durchzudrücken. Von der kleinen Stadt, in die wir überfahren, gelanget Ihr weit sicherer und bequemer zu der obern Brücke, mit deren Besetzung Ihr betraut seid."

Herr Thye log; aber der unschlüssige Jüngling ließ sich gern belügen. In seinem inneren Sinne

hatte er bereits den ihm dargereichten Strohhalm ergriffen, um mit einigem Schein der Rechtfertigung vor sich selbst wenigstens einen Aufschub der Theilnahme an dem blutigen Werke zu erlangen: nur äußerlich sträubte er sich noch. Die wohlberechnete Erwähnung des Habsburgers aber hatte in dem Edelknechte den unabänderlich genährten Haß frisch aufgewühlt. Schien es ihm doch in diesem Augenblicke, als ob er den Leichnam des von den Rapperschwylern in Stücke gehauenen Grafen und Herrn vor seinen Füßen im Blute schwimmen sähe.

„Der Teufelsspuck!" fuhr sich der Edelknecht über die Augen. „Ich träume doch nicht. Ich sah in Gedanken, wie Euer gnädiger Herr Vater vor Grynau im Blute schwamm. Laßt uns übersetzen, Herr Graf! Ich muß mich von dem schrecklichen Gesicht erleichtern."

Die erhitzte Phantasie gab der Aufforderung des Edelknechtes fast den Ton des Befehles. Mit dem Worte zog der Alte seinen jungen Herrn eine Steintreppe hinab, auf welche der ortskundige Patrizier gewiesen hatte. Der Schwache folgte, weder willig noch widerwillig; er ließ sich willenlos von dem Edelknechte nach sich ziehen. Denn das Ereigniß, zu dessen Mitleitung er sich herbeigelassen hatte, war, im Gedanken zwar mit Frohsinn und Begeisterung empfangen,

aber in der nackten Wirklichkeit herangerückt, zu schwer und drückend für seine ungeübte Kraft.

Die Steintreppe, welche die Drei hinunterstiegen, lag dem Hause des Schmiedmeisters Grawe gegenüber. Der Patrizier wußte, daß hier ein Nachen für Nothfälle an einer Kette befestigt zu sein pflegte.

32.

Während Rudolf Biber und Heinrich Bilgeri, die Führer des Haufens der Geschlechter, vor das Haus am Wolfbach fielen, um dasselbe zu stürmen und sich seines Besitzers zu bemächtigen, strebte der Bürgermeister mit Hans Michelmann, seinem treuen Diener, auf Nebenwegen dem Rathhaus zu. Stillschweigend huschten sie durch die engen Gassen, die bereits von allen Seiten mit Bewaffneten sich füllten.

Den Platz vor dem Rathhause hatte Burkhard der Blidenmeister, welcher in der Erfüllung des ihm gewordenen Auftrags weniger säumig war als der Graf Friederich von Toggenburg, bereits besetzt.

Es war so dickfinstere Nacht, daß man fast keinen Schritt vor sich sah. An dem Geräusche aber, welches sich von dem Rathhausplatz vernehmen ließ, war deutlich zu erkennen, daß sich hier ein Haufen Bewaffneter befand. „Genad uns Gott!" murmelte der Stadtknecht zwischen den Zähnen; denn der Stolz des pelzverbrämten Mantels, der ihm um die Schul=

tern hing, schützte den Bürgersmann nicht vor dem bangen Gedanken an das Weib und die armen Kinder, die er zu Hause hatte. Der Bürgermeister aber, welcher des Stadtknechts Kleid trug, folgte unerschrokken, die Hand an das Schwert gelegt, in angemessener Entfernung.

„Wie heißet Ihr?" fragte plötzlich eine rauhe Stimme.

„Hans Michelmann ist mein Name!" gab der Stadtknecht dem Fragenden ehrlichen Bescheid.

„Hans Michelspieß!" antwortete der durch das Dunkel der Nacht verhüllte Mann und rannte dem Stadtknechte den Spieß in die Seite.

„Herr Jesus!" seufzte der Knecht, sank zu Boden und lag in seinem Blute.

Der Bürgermeister hatte in der Eile des Gangs verabsäumt, an den treuen Diener die nöthige Mittheilung von dem Wortzeichen der Verschworenen zu machen. Der Knecht fiel als ein Opfer der Verabsäumung seines Herrn. Aber in den Augenblicken solcher Entscheidung findet das Mitleid keine Zeit, Raum in des Mannes Herzen zu gewinnen. Der Bürgermeister schritt rüstig vor, als ob ihn der Tod des Mannes nicht berührte.

„Behüt die Stadt, o Herre Gott, das bitt ich dich durch deinen Tod!" betete der im Sterben lie-

gende Mann, als der Herr, dessen Fuß sich von des Dieners Blut benetzte, an ihm vorüberging.

Das Röcheln des Knechtes schauerte durch die Nacht. Sein letzter Seufzer aber: „Gott sei meiner Seele gnädig!" ward jetzt von derselben Stimme überschrieen, die ihn zuerst angerufen hatte: „Wie heißet Ihr?"

„Ich heiße Petermann," antwortete der Bürgermeister ruhig.

„Macht Eure Sache gut, Herr Petermann!" erwiederte, den bluttriefenden Spieß an sich ziehend, der Geselle, in welchem der Bürgermeister den Verräther an der Stadt, Burkhardt den Blidenmeister, wohl erkannt hatte. „Eher den Teufel in das Rathhaus, als den Bürgermeister! Das ist hier mein Befehl."

Das gegebene Wortzeichen öffnete den versperrten Weg. Von der Nacht beschützt, entrann darauf der Bürgermeister in das Rathhaus, schloß die Thüre ab und stieß den großen Riegel vor.

Mit dem Klirren des Riegels vermischte sich Musik in dem Ohr des Bürgermeisters. Schon läutete die Sturmglocke vom Großmünster.

Da der Blidenmeister den Ton der Glocke hörte, schrie er überlaut: „Wir sind verrathen!" und raste auf dem Rathhausplatze wie ein angeschoßner Eber.

Gott aber wollte es, daß auch noch in das Ohr des Sterbenden ein Ton der rettenden Glocke drang. Indem seine Seele von hinnen ging, erscholl ihm diese Glocke des Schreckens wie ein süßes Grabgeläute dem zurückgebliebnen Leib und wie eine frohe Verkündigerin der Rettung seiner Vaterstadt. Er wandte sich zur Seite, bedeckt von dem Mantel seines Herrn, und seine Züge verklärte wieder jener Schlaf, um den der Herr den Knecht beneidet hatte.

33.

Dieselbe Glocke, welche den treuen Diener mit so willkommenem Klange in den Frieden des Todes läutete, erscholl in diesem Augenblicke schreckenvoll über den Wasserfluthen, in welchen drei edler geborene Männer versanken.

Ulrich Thye hatte sich nicht getäuscht. Der erwartete Nachen lag, an eiserner Kette befestigt, unten an der Steintreppe. Als aber Schenk, der Edelknecht, voran in das Schifflein stieg, stieß er an eine männliche Gestalt.

„Wer da? Ist's der Teufel selbst oder sein Spießgeselle?" fragte der furchtlose, in beständigen Fehden ergraute Mann und zog sein Schwert.

Da das Herr Thye hörte, ging er sachte rückwärts wie ein Krebs und suchte mit leisem Fußtritt die Höhe der Steintreppe zu erreichen, welche er als der Letzte von den Dreien herabgestiegen war.

„Weder der Teufel noch Einer von des Teufels Spießgesellen!" gab der in dem Nachen stehende Mann

nicht minder unerschrocken zurück. „Ein Schiffmann ist's, der im Nachen seine Heimath hat und sein Brod im Wasser sucht."

„Gottes wunderbarer Finger!" fiel Herr Thye ein und stieg die Staffel nicht minder sachte wiederum herab. „Ein Schiffmann! Herr Graf, wer sollte darin den Finger Gottes nicht erkennen?"

Meister Bachs, in Besorgniß und Unruhe darüber, daß der ausgesendete Knabe so lange nicht nach Hause zurückkam, hatte sich aufgemacht, um selbst nach dem Säumigen zu sehen. Das Niederdorf herabkommend, hatte er die Fußtritte der Bewaffneten gehört und war in das Schiff herabgestiegen, um die gerüsteten Männer erst an sich vorüberziehen zu lassen.

„Ein Schiffmann seid Ihr — immer besser als der Teufel!" sagte der Edelknecht, das Schwert halb in die Scheide steckend. „Wollet Ihr durch Gott und gutes Geld uns über das Wasser fahren?"

„Recht gern," erwiederte der Schiffmann. „Des Schifflohns bin ich immer froh."

Die drei Männer setzten sich schweigend in den Nachen; Ulrich Thye und der Edelknecht zusammen; der Graf Toggenburg allein auf einen Sitz. Meister Bachs machte die Kette los, ergriff das Ruder und das Schifflein durchschnitt schon das Gewässer.

Kaum hörbar plätscherte das Ruder und der Schiffmann sprach kein Wort. Da ward es Herrn Thye bei der Sache nicht wohl zu Muth; denn ihm kam zu Sinne, der Schiffmann möchte das Gespräch an der Steintreppe gehört, den Anschlag und was in dieser Nacht zu Zürich vorgehen sollte, vernommen und durch solche Mitwissenschaft ihn sammt den Gefährten in Händen haben. Traute aber Herr Thye dem Schiffmann nicht: noch weniger traute der Schiffmann denen, die er in dem Nachen führte. Denn das war ihm gewiß, daß es Feinde und Verräther an seiner Vaterstadt wären, die seinem Ruder sich anvertraut hatten. Sicher das Schiff regierend, stand er an seinem Ort, auf Alles gefaßt und jeden Augenblick zur Gegenwehr bereit.

Der Graf von Toggenburg saß sinnend, die Hand aufs Schwert gestützt, den gethanen Schritt bereuend und entschlossen, vom andern Ufer sich auf den ihm angewiesenen Posten zu begeben. Herr Thye aber stieß seinen Nachbar an und raunte ihm Etwas in das Ohr.

Der Held, damit seine Tücke nicht offenbar würde, hatte den Plan gefaßt, daß der Schiffmann beim Landen hinterrücks erstochen und das Stillschweigen desselben durch den Tod gesichert werde. Gewaltsame Hand aber war die Sitte jener Zeit und der Edelknecht nickte zum Zeichen seiner Einwilligung.

Dem Meister Bachs zwar das Geflüster nicht entgangen. Auf seiner Hut und von vornherein mißtrauisch gegen die Männer, die er im Schifflein hatte, merkte er alsbald das böse Vorhaben. Da war er schnell entschlossen und kehrte die Sache um.

An der Spitze des Oedenbacher Gartens angekommen, über welchem das Kloster der Frauen am Oedenbach auf der Höhe lag, wandte er sich zu den Herren, die im Schifflein saßen, mit den Worten um: „Nun trinket, liebe Herren, Ihr erstechet keinen Schiffmann mehr!" gab dem Fahrzeug einen gewaltigen Stoß, also daß es sich umleerte und die Drei, welche in dem Schiff bewaffnet saßen, in der Schwere ihrer Harnische auf den Grund sanken. Auch sie hörten noch den Schall der Glocke, welcher wie ein stürmender Bote ihres Todes und des Unterganges ihrer Sache eben beim Umsinken des Schiffleins über die Stille des Wassers rauschte.

Der Schiffmann aber, in seinem leichten Gewande, schwamm davon, eilte in den wassertriefenden Kleidern durch die kleine Stadt und weckte, mit der Erzählung von dem mörderischen Anschlag, auch hier die Bürger aus dem Schlafe auf, wie in der großen Stadt das Gesinde des Bürgermeisters bereits gethan hatte.

Schon sah man überall Lichter in den Bürgerhäusern, sowohl in der großen als in der kleinen

Stadt und die wehrhaften Männer, von dem verrätherischen Anschlag unterrichtet, brannten von solcher Begierde, die Stadt aus der Hand der Feinde zu retten, daß die Meisten Harnisch und Panzer über die bloßen Hemden warfen und so im Eifer der Abwehr auf die Straßen eilten.

34.

Nachdem der Bürgermeister Brun die Thüre hinter sich verrammelt hatte, stieg er auf das Rathhaus-Dach, rief mit lauter Stimme die bereits von allen Seiten zuströmenden Bürgersleute an, that ihnen Meldung von dem mordlichen Anschlag der Verschwörer, warnte, daß sie sich nicht zerstreuen, am wenigsten seinem Haus zulaufen möchten, ermahnte, den Feind kühn und tapfer anzugreifen und Herrn Rüdiger Maneß, den Helden von Zürich, an die Spitze des Angriffs zu stellen. Zwar ward aus dem Gewalthaufen der Verschworenen mehr als Ein Geschoß von dem offenen Platze vor dem Rathhaus nach dem einsamen Redner auf dem Dach geschleudert; aber ihn schützte die Nacht, welche wie ein weiter Gottes-Mantel um ihn lag. Von dem hohen Punkte, auf dem er stand, erscholl weithin seine Stimme, und die in ordnungslosem Schrecken aus dem Bett gelaufen kamen, fanden so schon die Seele vor, welche Zusammenhang und Ordnung in ihre Reihen gab.

„Hie St. Felix!“ rief es jetzt plötzlich auf der Brücke vor dem Rathhaus und ein ungestümer Haufen drang unter der Anführung des Mannes, welcher diese Losung gegeben, auf die Verschworenen ein, die den Rathhausplatz inne hatten. „Gott sei gelobt!“ rief der Bürgermeister und stieg getrost vom Dach herab; denn es war die Stimme des Herrn Rüdger Maneß, welcher das Wortzeichen „Hie St. Felix!“ ausgerufen hatte.

Burkhard der Blidenmeister leistete einen verzweifelten Widerstand; aber der Anprall der für Weib und Kind, für Haus und Heerd kämpfenden Bürger war unwiderstehlich. Der wilde Kriegsknecht, als er fiel, krachte im Falle, wie ein Kamin, das vom Dache stürzt; er lag zu Boden gestreckt neben Hans Michelmann, dem treuen Diener, dessen Blut zuerst geflossen war.

Nachdem der Platz vom Feind gesäubert war, kam der Bürgermeister aus dem Rathhaus zu den Seinen. Die Anführung kleinerer Haufen, welche sich zum Schutze der Stadt durch die einzelnen Gassen zu zerstreuen hatten, übernahmen die Zunftmeister; mit dem stärksten Gewalthaufen drang Rüdger Maneß auf den Markt wider den Habsburger ein; Bürgermeister Brun zog mit den Seinen an die obere Brücke, um dieselbe abzuwerfen und dadurch die in der großen und

kleinen Stadt vertheilten Gewalthaufen des Feindes von einander abzuschneiden.

Schon war eine dunkle Kunde von dem Tod des Toggenburgers durch die Stadt gegangen und auch zu dem Ohr des Grafen Hans gedrungen. „Braver Junge!“ sagte der Habsburger finsteren Muthes, zu seinem Freunde Ulrich von Bonstetten gewendet. „Wir wollen ein Denkmal Deinem Wassergrabe durch einen Berg von Leichen setzen!“ Bonstetten aber schwieg und sah mit trübem Sinne, wie alle Häuser der Stadt sich beleuchteten und an die Stelle der dicken Finsterniß eine ungewisse Helle in den Gassen trat. Wie wollte er bestehen, wenn er, sein Schwert wider den Manessen kehrend, dem edlen Mann ins Auge schauen sollte?

Des Manessen Banner trug Bachs, der Schiffmann, welcher ohne Wechsel seines Kleides auf den Kampfplatz herbeigeeilt war; das Banner des Haufens, welcher der oberen Brücke zugezogen war, trug Heinrich Grawe, der Schmiedmeister, der dem Bürgermeister sich zugesellt hatte. Die Bürger allesammt fielen unverzagt in den Feind; Herr Rüdger stritt ritterlich, wie allezeit, und auch der Bürgermeister hielt sich mannlich.

Bald herrschte auf allen Punkten der Stadt ein blutiges Gemetzel. Am härtesten war der Strauß,

welchen Rüdger Maneß wider den Habsburger zu bestehen hatte. Aber ihm stand, nebst der Tapferkeit anderer Bürger, vornemlich die Zunft der Metzger zur Seite, welche sich beim Anschlagen der Sturmglocke in dem unweit des Rathhauses gelegenen Schlachthaus versammelt hatten, auf den Ruf „Hie St. Felix!“ mit ihren Schlachtbeilen herbeigekommen waren und, dem Banner des Manessen zugetheilt, wie wüthend auf den Feind einhieben.

Der Habsburger, an der Spitze seines Haufens, wehrte sich wie ein Verzweifelter und ermahnte Mann für Mann, unverzagt Stand zu halten, indem er den sinkenden Muth der Verschworenen durch die Hoffnung auf die nahe Ankunft des Rapperschwyl'schen Zuzugs stärkte, mit dessen Hülfe der endliche Sieg nicht entgehen könne. Aber weder Zuzug noch Hülfe erschien den Bedrängten. Da kam Schreck und Furcht in die Verschworenen und sie fingen an zu weichen. Hinter sich in die engen Gassen der Stadt, vornemlich des Niederdorfs getrieben, sahen sie sich jetzt, außer den bürgerlichen Waffen, die ihnen auf dem Fuße folgten, von Weibern, Kindern, Greisen aus den Fenstern und von den Dächern herab mit Steinen, Kacheln, Töpfen und Ziegeln begrüßt. Dazu noch des Gewirrs dieser engen Gassen unkundig, wie sie waren, — schien ihr Untergang unvermeidlich.

Der Haufen, bei welchem der größere Theil der Geschlechter war, hatte eine gute Zeit nutzlos mit dem Versuch verbracht, den Bürgermeister in seiner Wohnung aufzuheben. Nachdem sie sich aber versichert hatten, daß der Gesuchte bereits entwichen sei, hatte das Gemetzel in den Gassen schon begonnen, und anstatt den ortsunkundigen Verbündeten zu Hülfe zu kommen, zerstreuten sie sich nun da und dorthin, um der Wuth ihres Hasses einen blinden Lauf zu lassen und an einzelnen Bürgerhäusern sich zu rächen, auf welche ihre durch die Herbigkeit einer langen Verbannung über alle Ufer der Mäßigung und Klugheit ausgetretene Feindschaft am meisten sich geworfen hatte.

Auch der Ritter Rudolf Biber, der Klügsten Einer, war in der allgemeinen Verwirrnng nach der großen Brunngasse geeilt, wo der Biberthurm, dieser alte Stammsitz seiner Väter stand, um sich der lieben, lang vermißten Heimath zu erfreuen und Rache an dem jetzigen Besitzer zu nehmen, welcher, der neuen Regierung anhänglich, das zu Handen der Stadt eingezogene Gut des Verbannten um einen Spottpreis erkauft hatte. Aber ihn hatte im begonnenen Rachewerk dasselbe Schicksal, wie so viele seiner Genossen betroffen: noch eine Spanne Zeit — und er hatte unter der Wucht eines Ziegelsteins verendet, welcher aus der Höhe auf ihn herabgeschleudert worden war.

Da lehnte dieser Mann eines Lebens voll Täuschungen, seiner Glieder nicht mehr mächtig, an den Eckstein zu den Füßen seines väterlichen Hauses gestützt, und der Quell des Blutes rann ihm von den Schläfen.

„Das also ist mein letztes Ziel?“ rief er und biß sich in der Wuth des Todes auf die Zähne. „Hölle und Teufel! Durch allen Kampf und Drangsal bis hieher mich geschleppt, um wie ein einsamer Bettler auf einem Stein am Hause meiner Väter zu verenden!“

Es ist wahr: Ritter Biber war einsam hier zur Stätte. Der kleine Haufen Knechte, an dessen Spitze er hieher gedrungen, war aus einander gestoben, da sie den Führer fallen sahen. Sollte er hier einsam sterben, während um und um der Lärm der Waffen toste? Nein — jetzt meinte er, daß er Fußtritte höre.

„Das geht auf den Zehen, wie Einer aus der Schneiderzunft!“ rief er den Kommenden an. „Wollet Ihr zum Helden an mir werden und Eure Nadel in das Herz eines sterbenden Mannes stoßen?“

„Ihr, Herr Ritter Rudolf Biber?“ grüßte der herangetretene Mann und schaute auf den Blutenden, der im Scheine der an den Bürgerhäusern ausgehängten Lampen saß. „Nun muß es Gott erbarmen, daß ich so Euch wiederfinde!“

Unter den Teufeln ein menschliches Gesicht! Herr Heinrich Bilgeri!" gab in froher Ueberraschung der kranke Mann zurück. „Ihr kommet eben recht, um mir im Sterben beizustehen."

„Sterben! Sterben!" entgegnete Herr Bilgeri. „Haben sie keinen anderen Ton mehr übrig, die blutigen Zungen dieser Mitternacht? Herr Ulrich von Matzingen aus dem Thurgau todt! Herr Beringer von der hohen Landenberg erschlagen! Verfluchter Tod, wo willst Du Deine Endschaft nehmen?"

„Herr Bruder Bilgeri!" versetzte der Ritter. „Unsere Sache will verlöschen, wie der Docht, dem kein Oel mehr zugeschüttet wird. Was soll jetzt alle Tapferkeit? Weiber und Kinder sind wüthend wie die tollen Hunde und alle Dächer der Stadt sind lebendig geworden, um aus der Luft auf unsere Schädel herabzufliegen. Thut mir den Dienst und rufet Burkhard den Blidenmeister! Er brülle mir in die Ohren, daß ich den Tod nicht höre!"

„Auch Meister Burkhard ißt keine Hammelskeule mehr!" erwiederte Heinrich Bilgeri im Scherze der Verzweiflung. „Herr Bruder Biber! Bis der Morgen graut, ist der Himmel unser Rathhaus-Saal und der Bürgermeister Rudolf Brun schreitet wieder über den Rathhaus-Platz, gravitätischer als der Güggel über den Mist."

„Was sprecht Ihr von dem Himmel?“ antwortete Rudolf Biber. „Euch, Herr Bilgeri, mache ich zum Zeugen, daß ich den Bürgermeister zu mir in die Hölle lade. Ist es denn wahr? Umsonst ist Alles? Der Ritter von Steinegg ist kein schlechter Mann. Haben denn die Schiffe unter seinem Schutze ihre Ladung noch nicht ausgespieen?“

„Gott steh Euch bei, daß Ihr das nicht wißt!“ entgegnete Heinrich Bilgeri mit dem Spotte der Verzweiflung. „Als die Sturmglocke mit dem vorzeitigen Geheule ihres Wahnsinns über das gekräuselte Wasser fuhr, da witterten die Schiffe den Verrath, lenkten um und fuhren den See hinauf, den sie eben herabgekommen waren.“

„Die Elenden!“ rief Rudolf Biber. „Daß der Föhn sie in den Abgrund triebe! Der aufgehende Tag beleuchtet meine Leiche und den Aschermittwoch. Herr Bilgeri, wollt Ihr meine letzte Beichte hören?“

Todtenblässe lag auf dem Gesichte des Verwundeten. Nicht mehr fähig, sich auf dem Stein zu halten, drohte er zu Boden zu sinken. Da beugte sich Herr Bilgeri nieder und schlang den Arm um den Freund, um ihn zu halten, mit den Worten: „Redet, was Euch das Herz beschwert!“

„Treuer Genosse langer Leiden!“ sagte der tief athmende Mann. „Klage nicht, sei meines Todes

froh! Säume auch Du nicht lange, mir zu folgen. Bruder, wenn der Tod Dich nicht sucht, so suche Du den Tod. Denn unsere Zeit ist um. Sieht die aufgehende Sonne noch Dein Leben, so wirst Du fortan ohne Ehre leben!"

„Da sei Gott vor," erwiederte der Gefährte, „daß Heinrich Bilgeri lebe nach dem Tode solchen Mannes!"

„Der Zünfter wird fortan die Stadt regieren und die Gesinnung des Zünfters mag ihr Erbtheil sein!" fuhr der im Sterben liegende Mann mit gebrochener Stimme fort. „Kein Raum ist mehr für den Geschlechter: unabwendbar ist sein Ende da. Gott hat es so gewollt!"

„Ich fürcht' es fast, daß Ihr die Wahrheit redet!" fiel Heinrich Bilgeri ein. „Auf der Lippe des Todes ist keine falsche Prophezeihung. Keine Treue ist in dem Bunde, welchen der landsässige Adel mit den Geschlechtern schloß."

„Keine Wahrheit, keine Treue! So ist es," entgegnete der Patrizier. „Aber wir ziehen sie nach, die stolzen Ungetreuen, hinunter wo kein Licht mehr ist! Unser Ende läuft ihrem Ende nur voran."

„Ein weites Grab hat sich geöffnet," ergänzte Herr Bilgeri. „Der Ritter zieht auch den Pfaffen nach."

„Die Ringe in der Ordnung Gottes springen aus der Kette,“ stimmte Rudolf Biber ein. „Mein Auge wird die neuen Dinge nicht mehr schauen. Gesegnet sei der Tod!“

„Und all das Unrecht, das wir erlitten,“ fuhr Heinrich Bilgeri fort, „es wird und muß zuletzt sich rächen!“

„Was haben sie uns auch vorzuwerfen?“ sagte der Patrizier mit letzter Kraftanstrengung. „Die Summe von Allem ist, daß der Rath der Geschlechter die Einkünfte der Stadt in seinen eigenen Nutzen verwendet habe. Aber wir, die Geschlechter allein, wir bildeten die berechtigte Bürgerschaft und sorgten also auch da für der Stadt Nutzen, wo wir nur den eigenen Vortheil zu bedenken schienen. Doch stille — nun ist es aus!“

„Haltet mit dem Reden ein!“ bat Heinrich Bilgeri, indem er seinen Arm fester um den Verwundeten schlang.

„Es hält von selber ein. Lebet wohl!“ sagte der unglückliche Mann, indem er das brechende Auge zum letzten Male aufschlug und mit starrem Blick zu der Höhe des Biberthurms emporschaute. „Lebe wohl, Du väterliches Haus!“

In den Arm des Freundes zurückgesunken, starb er

mit dem Irrthum, den er ein ganzes Leben hindurch genährt hatte.

Graf Hans von Habsburg=Rapperschwyl focht mit den Seinen auch in der verzweifeltsten Lage noch muthig fort. Als ihn aber die Nachricht erreichte, daß auch das berittene Volk, von flüchtigen Feiglingen vermocht, welche das Weite gesucht und die Kunde verbreitet hatten, daß Alles in der Stadt verloren sei, nach dem Tode Ulrichs von Matzingen an dem Neumarktthore wieder umgewendet habe, ohne nur in die Gassen einzureiten, da ward die Losung: Fliehe, wer kann!

35.

Der Morgen graute und das Blut wurde wach, welches in den Straßen der Stadt Zürich die Erde röthete und an Häuser-Wänden, Mauern und allen Steinen klebte; die verzerrten Gesichter der Leichname, welche die Gassen bedeckten, starrten in das Zwielicht und die am Horizont aufsteigende Sonne begann mit dem röthlichen Scheine der Erinnerung den wüsten Traum zu beleben, welchen die Nacht mit seinen gräßlichen Bildern wie einen Nebel über die Stadt und ihre Bewohner verhängt hatte. Die Bürger ruhten von der blutigen Arbeit und glücklich diejenigen, welchen eine Stunde Schlafs beschieden war, damit ihr Ohr nicht das Röcheln der Elenden erreichte, über deren Schmerzen sich der Tod noch nicht erbarmt hatte! Denn ätzend wühlte sich die frische Morgenluft in die Wunden ein, deren Klaffen der aufgehende Tag beleuchtete.

„Mein Arm!" klagte ein im Stadtgraben liegender Mann, der von dem Sprunge über die Stadtmauer am ganzen Leibe stark beschädigt war.

„Mein Fuß!“ gab der Andere, welcher daneben lag, seiner Schmerzen spottend zurück. „Da haben wir nun die Bescheerung, unseren Lohn für den Bund mit den Geschlechtern.“

Die aufsteigende Sonne wirft einen schamrothen Schein auf die Blässe der Gesichter dieser schwer darniederliegenden Männer. Wir kennen sie lange: der mit dem leidenden Fuße, welcher seiner Schmerzen spottet, hat aufgehört, durch den Stolz seines Ganges die hohe Stellung zu bekunden, deren er sich bewußt ist und deren Bewußtsein jetzt, da er hilflos am Boden liegt, mit doppeltem Trotze auf seine Stirne sich geflüchtet hat — es ist der Graf Hans von Habsburg-Rapperschwyl: der mit dem zerquetschten Arme und verschundenen Leibe, welcher düsteren Muthes dreinschaut, scheint wie reuevoll über das Vergangene und hinterhält den Mißmuth über seine Lage nicht — es ist der Freiherr Ulrich von Bonstetten, der Freund des Grafen Hans. Nachdem der Habsburger im letzten Kampfe mit dem Feinde über die Stadtmauer gedrängt worden, war ihm der Bonstetten freiwillig nachgesprungen, um Rettung durch den kecken Sprung zu finden.

„Was nützt nun der gute Harnisch und all dieß Eisengewand?“ sagte der Herr von Bonstetten, indem

er seine beschmutzte Rüstung mit dem Ausdruck des Schmerzes beschaute.

„Ulrich, sei getrost!" gab der Graf zurück. „Wir werden auch wieder zu Pferde sitzen! In die engen Gassen getrieben, wie in einen Nothstall, — bei Gottes Wunden, da ist es kein ehrlicher Kampf mehr und die Niederlage keine Schande!"

„Diese rothköpfigen Fleischer!" fiel der Andere bitter ein. „Mögen sie mit Stieren und Ochsen fechten, nicht mit Rittern und edlen Männern! Wie auf Mastochsen schlugen sie mit ihren Beilen ein."

„Ein Morden war's, kein Kämpfen mehr," bestätigte der Graf, „mag man diese Nacht in alle Zeit die Mordnacht nennen! Daß auch Matzingen so frühe am Neumarktthor fallen mußte! Der rechtzeitige Einlaß des berittenen Volkes hätte uns aus allen Nöthen helfen müssen."

„Ich trug die Ahnung des Unglücks wohl in mir!" entgegnete Ulrich von Bonstetten. „War es nicht, als ob Gott selber wider uns wäre? Jeder Plan durchkreuzt, jede Vorbereitung umgeschlagen! Auf die falsche Nachricht einiger Feiglinge kehren, wie die Schiffe an dem Landungsorte, so die Reiter an dem Thore um und reiten in der Verwirrung des Schreckens sich gegenseitig selber nieder! Herr Manesse, Ihr hattet Recht: es sollte nicht sein!"

„Sollen wir Weiber werden, weil uns Arm und Bein gebrochen sind?“ erwiederte der Graf. „Ulrich, stelle solches Klagen ein! Auf des Aprilen Schauer folgt der lichte Mai und wenn Herr Manesse lebt, kann einem tapfern Manne nimmermehr ein Schimpf geschehen.“

„Böser Aschermittwoch!“ fuhr Bonstetten ungetröstet fort. „Du bringst meinem Herzen üble Fasten. Mißkenne mich nicht, Graf Hans. Ich müßte kein guter Ritter sein, wenn das Unglück den Muth mir beugen sollte. Hans, ich klage nicht um meinetwillen.“

„Ich verstehe,“ versetzte der Graf, „die Minne ist's, die aus Dir spricht. Ihr Kummer entweiht den Ritter nicht; denn sie darf, wie die Nachtigall aus dem hohen Baume flötet, auch aus dem starken Manne klagen. Aber sei gewiß, wir werden wiederum genesen und noch lange nicht aufhören, die holden Frauen zu küssen.“

„Ach wollte Gott, daß wir doch von hinnen kämen!“ fuhr Ulrich von Bonstetten fort. „Keinen Schritt thun können, mit den brennenden Wunden hier in den Graben gebannt, und es abwarten, hülflos wie die Kinder, bis eine Rotte dieser Zünfter uns vom Boden auflieſt und gefangennimmt — es ist ein thöricht Loos!“

„Dem auch der Wägste und Beste, mit gebrochenen Gliedern, sich nicht entwinden könnte!“ fügte der Graf in seinen Schmerzen lächelnd bei. „Sind es nicht die besten und reifsten Früchte, welche freiwillig vom Baume gefallen der Bauer in den Korb liest?“

„Wie Aepfel und Birnen, die man im Grase auflas,“ begann nun auch Herr Ulrich, freilich wehmüthig genug, zu scherzen, „werden sie unsere ritterlichen Leiber in den bürgerlichen Speicher, das Gefängniß schütten. Wie will ich da dem Herrn Manessen unter die Augen treten?“

„Wie?“ betonte der Graf. „Wie ein tapferer Mann, dem der Sieger die Anerkennung schuldet, daß er im Streite wacker sein Schwert geführt hat. Obwohl besiegt, werde ich vor dem Manessen die Augen nicht niederschlagen.“

„Und ich,“ antwortete Bonstetten, „werde sie niemals wieder zu ihm erheben.“

„Ulrich, ich fange an, ganz irre an Dir zu werden,“ sagte der Graf ernster.

„So höre!“ erklärte der Freiherr von Bonstetten. „Der edle Herr Manesse hatte mich gewarnt und in allen meinen Entschlüssen nnd Meinungen wankend gemacht: aber die Freundschaft war stärker in mir als

die neue Einsicht. Die Ehre gebot es mir, daß ich von dem Unternehmen in der letzten Stunde nicht ablasse; aber mein Herz war nicht dabei und widerwillig stellte ich mich in Dein Gefolge ein. Ich folgte, meinem Worte und unserer Freundschaft getreu, weil ich den Widerstreit mit mir selbst nicht anders zu lösen wußte: aber im Herzen von der Sache abgefallen, de ich angehangen, konnte meine Theilnahme kein Glück in unsere Reihen bringen."

„Möchtest Du in dem Stuhle eines Zunftmeisters sitzen und ein städtischer Rathsherr werden?" spottete der Graf.

„Ich möchte," versetzte Herr Ulrich, „die Frau meines Herzens heimführen nach der Burg Uster und allda mit ihr im Frieden sitzen."

„Bist nicht Du es gewesen, der mich in den Bund mit diesen Geschlechtern trieb?" fragte der Graf. „Mein Herz war nie bei ihnen; denn ich will nichts von den Halben wissen und ich liebe nur das ungemischte Blut. Aber was der Mann begonnen, das soll er auch beenden."

„Wie wollten wir in solchem Bunde siegen, der nirgends von des Herzens Neigungen geheiligt war? Denn nur das Herz des Menschen zieht Gott und Gottes Hülfe zu seiner Sache," sagte Ulrich

von Bonstetten, während sich Graf Hans schweigend zur Seite wandte.

In demselben Augenblicke ließ sich Waffengeräusch vernehmen und Heinrich Grawe, an der Spitze einer Rotte von zünftigen Männern, nahm die zwei schwerverwundeten Ritter gefangen.

36.

Der volle Tag beschien das Leichenfeld in der Stadt Zürich. Auf dem Rathhaus war der gesammte Rath versammelt. Der Bürgermeister Rudolf Brun führte den Vorsitz; rechts zu seiner Seite saß Herr Rüdger Manesse. Es war eine feierliche Stimmung, die unter diesen ernsten Männern herrschte.

Der Bürgermeister prüfte die Anzahl der Versammelten; es fehlte nur Ein Mitglied, Johannes Hentscher, Baumeister der Stadt Zürich, derselbe, welcher den neuen Aufbau des Gesellschaftshauses zum Rüden geleitet hatte.

„Die erste Ehre sei Gott, welcher unsere theure Vaterstadt aus der Hand der Feinde gerettet hat!“ sagte der Bürgermeister nach beendigter Prüfung.

„Hochgepriesen sei sein Name!“ fielen die Versammelten ein.

„Der Rath der Stadt Zürich hat den Verlust nur Eines Mitglieds zu betrauern,“ fuhr der Bürger-

meister in feierlichem Tone fort. „Herr Johannes Hentscher, der Stadt Zürich Baumeister, ward erschlagen bei dem Eck an dem Müßeck vor dem Schenkhof, als er getreu seiner Bürgerpflicht dem Rathhaus zueilte. Sein Weib und seine Kinder sind in der Stadt Fürsorge genommen. Möge die Erde ihm leicht sein!"

„Die Erde möge ihm leicht sein!" stimmten die Versammelten bei.

„Ein ruhmreiches Geschlecht hat den Tod zweier Glieder zu beklagen," fing der Bürgermeister wieder an. „Jakob Maneß, der Kaufherr, und Herr Rudolf Maneß, Schulherr der Probstei Zürich, des Herrn Rüdiger Manessen Bruder, sind mit den Waffen in der Hand, im Kampfe für die Vaterstadt gefallen. Mögen sie sanft in der Gruft ihres Geschlechtes ruhen!"

„Der Tod für's Vaterland gewährt Ruhm bei den Menschen und Seligkeit bei Gott!" fiel der Bruder des gefallenen Schulherrn, Herr Rüdiger Manesse mit tief bewegter Stimme ein.

„Ruhm ihnen auf Erden und Seligkeit im Himmel!" stimmten die Räthe bei.

„Die Zahl der übrigen Bürger, welche den Tod für's Vaterland gefunden haben, ist noch nicht ermittelt," fuhr der Bürgermeister fort. „Zum Dank ihrer Tapferkeit und Treue beschließt die Stadt feierliches

Begräbniß für sie auf öffentliche Kosten und Seelenmessen in allen Gotteshäusern. Gott lohne ihren Tod am jüngsten Gericht!"

„Gott lohne ihren Tod!" fügten die Versammelten feierlich bei.

„An die Stelle des dahingeschiedenen Rathes, des Herrn Johannes Hentscher, Baumeisters der Stadt Zürich," fing der Bürgermeister wieder an, „mag zum Gedächtniß an die vergangene Nacht alsbald ein verdienter Bürger treten. Die Bürgertugend giebt auch der Jugend den Anschein höheren Alters: der Schmiedemeister Heinrich Grawe ist der verdiente Mann, welcher mit der Zustimmung der Herren Räthe fernerhin in dieser ehrbaren Versammlung sitzen mag."

„Meister Grawe Sohn soll eintreten," beschlossen die Räthe.

Heinrich Grawe, durch solchen Beschluß hochgeehrt um seiner Jugend willen, nahm erröthend Platz unter den Vätern der Stadt. Nach Beendigung der Aufnahme-Feierlichkeit berichtete er auf die von Seiten des Bürgermeisters an ihn ergangene Aufforderung, daß er den Herrn Grafen Hans von Habsburg-Rapperschwyl und den Freiherrn Ulrich von Bonstetten auf Burg Uster bei seinem Streifzug um die Stadt schwer verwundet und unfähig sich der Füße zu bedie-

nen, im Stadtgraben aufgefunden und sofort gefänglich im Wellenberg eingebracht habe.

Der Wellenberg war ein am Ausfluß des Sees mitten im Wasser gelegener Thurm, welcher ursprünglich zum Schutze der Stadt wider feindlichen Ueberfall erbaut, als Gefängniß für schwere Verbrecher diente.

„Ist jeder der Gefangenen an ein besonder Ort gelegt?“ fragte der Bürgermeister.

„Jeder an ein besonder Ort,“ antwortete der Rathsherr Heinrich Grawe.

Darauf erhielt der Zunftmeister der Metzger, der als solcher im Rathe saß, das Wort.

„Mein Herr Bürgermeister, meine Herren Räthe!“ begann der breitschulterige Zunftmeister, indem er sich von seinem Rathssessel erhob. „Ohne Ruhmredigkeit darf ich sagen, daß die Zunft der Metzger in dieser Nacht härtiglich und unverzagt mit dem Feind gestritten hat. Nachdem aber die Kunde erschollen war, daß die Herberge zum Straußen der Versammlungsort der Verschworenen und der Meister Straußenwirth der Hauptverräther an der Stadt gewesen sei, fiel eine Schaar Knechte und Gesellen unserer Zunft, mit denen sich viel anderes Volk vermischte, mit Beilen und Knütteln vor das verrätherische Haus und riß es nieder in der Wuth, so daß kein Balken auf dem andern blieb. Der Verräher aber, da er in die Hände des

Volks gerathen war, ist in Stücke zerhackt worden. In Tollheit, wie er gelebt, fand er den Tod. Zwar bin ich nicht der Toggenburger; aber ich nehm ein gräflich Ende — das war sein letztes Wort. Der Verräther hat den verdienten Lohn gefunden."

„Fluch und Tod den Verräthern!" fielen die Versammelten ein.

„Das Schwert der Gerechtigkeit," hub der Bürgermeister wieder an, „wird noch manche Arbeit finden. Inzwischen hat den Sieg über den Feind in dieser Nacht, nächst Gott und Herrn Rüdiger Manesse, zu großem Theil die tapfre Fleischerzunft herbeigeführt. Die Stadt Zürich votirt diesen wackern Bürgern ihren Dank."

„Vergesset im Glück der Rettung unserer theuren Vaterstadt Eures eignen Namens nicht, Herr Bürgermeister!" fiel Rüdiger Maneß ein. „Des Muths der wackern Fleischer bin ich Zeuge. Sie sollen fortan das Denkzeichen eines streitenden Löwen führen und mit dem Rechte ausgezeichnet sein, den Leuen und ein Fähnlein mit der Stadt Farbe alljährlich am Mathias-Tage, zum Gedächtniß an die Mordnacht, in feierlichem Umzug durch die Stadt zu tragen, damit unsere Nachkommen, so oft die wackre Metzgerzunft aus ihrer Trinkstube zum Widder zieht, erinnert werden, welcher Voreltern Kinder sie sind!"

„So soll es geschehen!“ erwiederten die Rathsherren.

Hierauf verkündete der Bürgermeister, daß Meister Bachs der Schiffmann einzutreten wünsche.

„Der Tapfere sei willkommen!“ entgegnete Herr Manesse.

Der Meister trat mit bescheidenem Freimuth ein. Er trug ein einfach, aber reinlich Gewand, welches er statt der durchnäßten Kleidung angelegt hatte, und hielt die Mütze in der Hand. Der Mann schaute angegriffen drein; denn er hatte nach der Arbeit dieser Nacht noch keiner Minute Schlafs gepflogen; die Blässe aber, die auf seinen Gesichtszügen lag, gab ihm ein gar edel Ansehen. Tiefe Stille herrschte in der Rathhausstube; denn Jeder beschaute sich verwunderungsvoll den sonderlichen Mann.

„Herr Bürgermeister, Ihr Herren Räthe!“ sagte er, vor der Versammlung sich verneigend. „Ich weiß in einer Reuse drei Fische zu heben, davon Ihr mir die Schuppen lassen möget. Die Fische will ich dem ehrsamen Rathe überlassen.“

„Ihr habt den Harnisch lieb und das Gewäffe,“ entgegnete Herr Manesse, welcher mit den übrigen Räthen von dem Wassertode der Drei bereits unterrichtet war. „Meister, Eure Bitte ist gewährt!“

Der Schiffmann dankte und wandte sich zum Gehen.

„Habt Ihr nichts Anderes zu wünschen übrig?“ fragte darauf der Bürgermeister. „Meister Bachs, die Stadt schuldet Euch ihren Dank!“

Meister Bachs, schon an der Thüre der Rathsstube stehend, schien in sich zu kämpfen; doch wandte er um und verneigte sich von Neuem.

„Herr Bürgermeister, Ihr Herren Räthe!“ sagte er, in feierlicherem Tone, als zuvor. „Das Kloster, welches an der Stadt Ringmauer zu Ehren unserer lieben Frauen auf dem Sihlbühel erbaut ist, schaut so reich und stattlich von der Höhe, daß nur Töchter angesehener Geschlechter darin Aufnahme zu finden pflegen. Ich bin ein armer und unangesehener Mann —“

Indem er dieses sprach, fing die Stimme des Schiffmanns zu zittern an; denn sein Blick war auf Heinrich Grawe gefallen, der zu seiner nicht geringen Verwunderung hier mitten unter den Rathsherren saß. Gespannte Erwartung lag über der Versammlung und der junge Rathsherr schlug den Blick zu Boden. Meister Bachs aber faßte sich schnell und fuhr nach der kurzen Stockung fort:

„Ich bin ein armer und unangesehener Mann. Weil mir aber von dem ehrsamen Rath eine Bitte verstattet ist, so bitte ich zum Lohne dessen, was ich

der Stadt gedient, um ein Plätzchen für mein Kind in dem Kloster der Frauen am Oedenbach."

Der Schiffmann schwieg, als ob er erschöpft wäre. Der Rathsversammlung, indem sie die Bitte gewährte, hatte sich eine wahrhaft feierliche Stimmung bemächtigt.

Endlich nahm Herr Manesse noch das Wort.

„Damit des Bachsen Tochter, wenn sie aus des Klosters Fenstern schaut," sagte der Edelmann, „allezeit eines Denkmals der Treue ihres tapfern Vaters ansichtig werde, soll zum Andenken an die That des besten Schiffmanns der Stadt Zürich am Ufer der Limmat, unten an des Klosters Mauer, ein Kapellhäuslein erbauet werden! So wird Hildburg, des Bachsen Kind, nicht geringer sein, als die Tochter des edelsten Geschlechtes der Stadt Zürich, wenn sie nach verrichtetem Gebete mit den frommen Schwestern in dem Baumgarten des Klosters geht oder mit ihnen beim Abendimbiß sitzt."

Aus den Augen des Schiffmanns aber drangen helle Thränen, als er sich aus der Rathsversammlung nach Hause wandte.

37.

In dem Hause zu St. Peter am Wolfbach hatte die Katze den Papagei der Frau Bürgermeisterin zerrissen. So lieb der Vogel der stolzen Herrin gewesen war, so sah sie doch mit einer Art neugieriger Befriedigung auf die wilde Zerstreuung der ausgerupften Federn, auf das Zucken der Glieder, auf die Krämpfe des Verendens. Sie saß in einem hohen Sessel, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte vorgebeugten Leibes auf dieses Schauspiel des Todes zu ihren Füßen nieder.

Inzwischen störte der Eintritt des Bürgermeisters in das Gemach dieses wollüstige Wohlgefallen seines Weibes. Des Schauspiels ansichtig, gab er der Katze einen Tritt und diese machte sich durch die geöffnete Thüre mit ihrem Raub davon.

„Wie magst Du nur so unbarmherzig gegen die Katze sein?“ schmähte die Bürgermeisterin.

„Unbarmherzig?“ erwiederte der verwunderte Gemahl. „War Dir nicht der Vogel durch lange An=

gewöhnung lieb und hat sein geschwätziges Gekreisch Dir nicht über die Langeweile mancher Stunde weggeholfen?"

„Es giebt noch viele Papageie," entgegnete das Weib mit herzlosem Spott, „und die Katze bekommt es auch genug, kindisch mit dem Schwanz zu spielen und mit den Vorderpfoten sich zu putzen. Sie folgt dem Triebe der Natur, wenn sie sich zischend und im Sprung auf ihre Beute stürzt. Daß Dir nur die Katze keine Ohnmacht und Deinem Magen keine Uebelkeit verursacht!"

„Laß den Spott!" zürnte der Bürgermeister. „Ich bin jetzt nicht darnach gestimmt."

„Ich spotte nicht," versetzte das liebsame Ehegemahl. „Viele Menschen mögen die Katzen nicht ertragen und legen ihnen Raute. Sie knistern Funken und sprühen Feuer, wenn man ihnen das Fell rückwärts streicht."

„Was soll das wieder?" murrte der Bürgermeister.

„Was das soll?" erwiederte das Weib, die Schuhspitzen auf dem Fußbänkchen vorstreckend, welches ihren hohen Sessel gleich einem Throne zierte. „Ich unterstütze Dein Gedächtniß. Erst vorgestern war's: wie wollten Dich die Verschwornen rückwärts streichen, sei es am Morgen mit dem Beile bis in des Halses Gegend, sei es in der Nacht noch durch

das Fenster und kopfüber! Laßt Euch von der Katze nicht beschämen; knistert Funken, Herr Bürgermeister, und sprühet Feuer!"

„O heller Tag, der du über das Blut erschrickst, das du zu beleuchten hast," sagte der Bürgermeister, an das Fenster tretend, „belehre dieses Weib, daß die Richtschwerte, Beile, Räder fürchterliche Zeugen dafür sind, an welch überfülltem Tische seine Rache sitzt! Die Leichname der Erschlagenen noch heute in den Straßen liegend, den Wagen, Pferden und Hunden preisgegeben; die Treppen und Schwellen der Bürgerhäuser von dem Blute Derer roth, welche in Verstecken aufgefunden und erstochen wurden; Bürger, Ritter und Knechte vor dem Rathhaus mit dem Schwert gerichtet und heute der Schau noch ausgestellt; neunzehn Bürger der Stadt Zürich, Bürger aus den edelsten Geschlechtern, vor ihren eigenen Häusern auf das Rad geflochten und die an den Rädern abgedorrten Leiber zur öffentlichen Warnung ausgesetzt — willst Du, daß die Stadt Zürich zu einem Menschen-Schlachthaus werde und Niemand übrig bleibe, als der Bürgermeister Brun mit seinen Söhnen?"

„Die Frau und Mutter Bürgermeisterin dächte auch noch unter den Uebrigen zu sein!" keifte die Herrin. „Herr Bürgermeister, fürchtet Ihr das Blut?"

„Das Blut raucht lange; das Blut ist sehr zu fürchten!“ erwiederte der Gefragte.

„Das Ammenmärchen!“ rief die Bürgermeisterin. „Daß dieser warme Lebenssaft roth ist durch eine Laune der Natur, das macht Euch stutzig. Wäre er blau, Herr Bürgermeister, würdet Ihr ihn fürchten?“

„Roth oder blau — der Lebenssaft raucht lange!“ versetzte der Bürgermeister.

„Es mag sein, daß es Blut giebt, das zu lange raucht!“ fiel die Bürgermeisterin in etwas nachdenklicherem Tone ein. „Des Rüdger Manessen Blut würde zu lange rauchen. Anders ist es mit dem Blute der Geschlechter und gemeinen Bürger. Eine kühle Nacht darüber — und was durch den Kanal der Adern eines fremden Leibes ging, um Wärme und Leben ihm zu geben, das hat sich in dem Kitte Deiner Macht verdichtet und das suchende Auge erkennt die rothe Spur nicht wieder.“

„Leichtfertige Weisheit!“ rief der Bürgermeister vorwurfsvoll. „Alles stirbt; das Blut stirbt nie. Die Macht brennt und wenn der Kitt in Brand geräth, blutet der rothe Saft daraus, ob er auch vor einem Menschenalter schon vertrocknet schien. Er quillt, er raucht; denn er lebte fort, ob auch seine Spur dem Auge sich verborgen hatte. Frau Bürgermeisterin, lasset diese Federn abräumen!“

An den Schuh des Bürgermeisters, welcher in der Stube redend auf- und abging, hatten sich einige der Federn angehängt, die als bunte Zeugen von dem Ende des Papageis auf dem Boden umherlagen. Den erregten Mann war ein ordentlicher Schreck darüber angekommen und er wandte sein Gesicht ab, als die herbeigerufene Dienerin diese ausgerissenen Theile eines stolzen Gefieders auf dem Boden zusammenlas.

„Bedarfst Du ein Balsambüchschen?" fing die Bürgermeisterin von neuem zu schmähen an, nachdem sich die Dienerin entfernt hatte.

„Laß mir Ruhe!" bat der Bürgermeister.

„Ruhe?" gab das Weib zurück und richtete sich vom Sessel auf. „Laß die dürren Backfische, die noch keinen Mann geküßt haben, nach Ruhe rufen! Wer Macht will, muß der Ruhe Abschied geben, und wer Ruhe will, den soll es nie gelüsten, daß sein Haupt auch nur um eines Zolles Höhe über der Menschen gemeinen Haufen emporrage!"

„So ist es," gab der Bürgermeister zu, „Gott sei's geklagt!"

„Aber sorge, daß Du der Ruhe wenigstens näher kommst!" mahnte die Bürgermeisterin in freundlicherem Tone.

„Daß ich's könnte!" seufzte der Bürgermeister.

„O, Du kannst es wohl!" schmeichelte das Weib.

„Reiße der Verschwörung alle Adern, Deine Feinde mit den Wurzeln aus!“

„Es ist geschehen,“ erwiederte der Bürgermeister tonlos.

„Geschehen? Meinst Du, damit sei's geschehen, daß im Schrecken der Mordnacht hundert Flüchtige, von den bürgerlichen Waffen über das Ufer gedrängt, in lustiger Verzweiflung wie die Gänse plätschernd in das Wasser sprangen? Damit ist nichts geschehen,“ gab das herzlose Weib zurück. „Lebt nicht der alte Grawe noch? Leben nicht noch zehn und zwanzig, die mit den Verschwörern in Verbindung standen? Leben nicht noch die Väter, die Söhne, die Brüder, die Neffen der Erschlagenen und Hingerichteten, und müßten sie nicht aufgehört haben, Menschen zu sein, wenn sie den Tod ihrer Anverwandten zu gelegener Zeit nicht rächen wollten?“

„Gräßliche Logik, die aus dem Blute qualmt und ihre Folgerungen von den Schaffoten predigt!“ fiel der Bürgermeister ein.

„Du selber ziehst die Schlange neuer Verschwörungen an Deinem Busen groß, wenn Du unzeitig mit dem Schwerte einhältst“, mahnte die Bürgermeisterin. „Jetzt bist Du allmächtig, jetzt wird durch die fortgesetzte Rettung der Stadt Alles geheiligt, was Du thust; jetzt noch hast Du die Vögel sicher in dem Schlag. Lässest Du nur Einen Tag verstreichen, so

mindert sich der Schrecken; es regt sich das Erbarmen und der Manesse wird Dir Halt gebieten."

„Noch einmal mit dem Beil beginnen?" fragte der Bürgermeister. „Gott, wo soll es enden?"

„Könnte es sein, an dem Manesse," erwiederte das Weib. „Doch weil's nicht sein kann, mag er leben und der Jude soll an ihm sein Werk verrichten!"

„Der Jude?" sagte der Bürgermeister verwundert.

„Ueberlasse sein Geschlecht", entgegnete die Brunin schadenfreudig, „dieser Narrethei der Dichtung, Kunst und Wissenschaft, so wird ein Besitzthum nach dem andern seiner Hand entgleiten und unter eines Juden Schacher die Burg zerfallen, welche als die vielgepriesene Manegg aus den Tannen in der Höhe jetzt mit so vielem Stolze in das Thal herniederschaut."

„Käme eine Zeit, wo die Manegg zerfällt", erwiederte der Bürgermeister nicht ohne weiche Wehmuth, „was möchte alsdann aus dem Baumstamm mit dem rothen Laub geworden sein?"

„Begieße ihn jetzt weidlich, damit er mit der Kraft gesättigt wird, Jahrhunderten zu trotzen!" rief das stolze Weib. „Soll unser Name verschwinden und in der Werkstatt eines Zünfters unterkriechen, wenn Dein Auge sich zum Tode schließt? Nein — jetzt ist es Zeit, daß Du Raum dem Denkmal schaffst, welches über unserem Grab errichtet der stürmischen

Raubsucht wie der wankelmüthigen Vergeßlichkeit der Zeiten widerstehen soll!"

„Laß mich allein sein und bedenken, was etwa noch zu thun ist!" sagte der Bürgermeister und verließ das Gemach.

38.

Herr Heinrich Bilgeri war in der Mordnacht dem Tod durch's Schwert entronnen, um gefangen und den andern Tag von Henkers Hand aufs Rad gesetzt zu werden. Der Leichnam des Geschlechters starrte drei Tage von dieser gräßlichen Stätte des Todes herab, welche vor dem Hause seiner Väter aufgerichtet stand, und der Bürgermeister, indem er vom Rathhause nach seiner Wohnung am Wolfbach ging, war an dem Rad schon mehr als einmal vorübergeschritten. Wie schien da der fahle Kopf des Gerichteten zu wackeln, der aufgesperrte Mund zu dem Vorübergehenden Unhörbares herabzurufen, und das entseelte Angesicht um Abnahme von dem Holz zu schreien!

Das Grauen der Verwüstung hielt die sonst so lebhaften Werkstätten verschlossen und die Bürger in den Hinterstübchen ihrer Häuser zurück; die Hunde entliefen ihren Herren und beleckten die blutbefleckten Straßen; die Vögel nisteten in der Stadt sich ein,

umkreisten die Wohnungen der Menschen, flogen unter heiserem Geschrei auf die Leichname herab und machten mit schwirrendem Flügelschlage sich davon, wenn sie gesättigt waren, um die Lust der Sättigung von den Dächern herabzukrächzen.

Selbst der Kreis der leblosen Dinge schien sich wider den Schrecken aufzubäumen. Die Erde, des Blutes überdrüssig, hatte dasselbe mit dem Koth der Gassen vermischt; die Steine, von den Hunden beleckt, empörten sich wider den Saft, der an ihnen getrocknet war, und der verpestete Dunstkreis, welcher über der Stadt lag, erschien wie der graue Mantel, welchen die geschäftigen Winde für einen neuen Empfang des schwarzen Todes in den Lüften ausgespreitet hatten.

Der Bürgermeister Brun, indem er in der Einsamkeit den Anschlägen seines Weibes nachdachte und auf erhabenem Sitze in träumendem Sinnen saß, sah den Kopf des Herrn Bilgeri wackeln und hörte aus dessen aufgesperrtem Munde sich ins Gesicht schreien. Ohne fernerhin sein Weib zu Rath zu ziehen, erließ er nach einer Stunde den Befehl, daß die Stadt gereinigt, die Todten aus den Gassen weggeräumt, die Schaffote abgehoben, die Leichname von den Rädern herabgenommen und die Spuren des Blutes aller Orten verwischt werden sollen. Drei Tage hatte die

gräßliche Schaustellung zur öffentlichen Warnung angedauert.

Wenn aber der Bürgermeister zu weiterem Blutvergießen innerhalb der Stadt sich nicht entschließen konnte, so lenkte er zum Ersatze die erregten Geister über die Grenzen des städtischen Gebiets hinaus. Die feindlichen Vögel zwar waren in Folge der Mordnacht erwürgt oder gefangen; aber das Nest stand noch aufrecht am obern Ende des Sees, immer bereit, das Ei neuer Verschwörungen zu wärmen und zu hegen. Durch einen Angriff auf Rapperschwyl wurde ein doppelter Zweck erreicht, der eine so wichtig als der andere. Einmal lag es im Bedürfnisse der Sicherheit des Bürgermeisters wie der Stadt, daß diese östreichische Verschwörungs-Herberge, Rapperschwyl genannt, welche dem landsässigen Adel der ganzen Umgegend als Sammelplatz der Feindschaft wider die aufstrebenden Städter diente, unschädlich gemacht werde; und dann konnte nichts geeigneter sein, um die erschreckte und verfeindete Bürgerschaft wieder aufzurichten und auszusöhnen, als eine derartige gemeinsame Beschäftigung nach außen. Die Stadt Rapperschwyl hatte ohne Absagebrief an dem nächtlichen Ueberfall der Ritter und Herren Theil genommen und Zürich stand nur in seinem guten Rechte, wenn es für diese Uebelthat Rache nahm. Und zwar gebot die Klugheit, daß dieß ohne

Säumen geschehe, um jeder Dazwischenkunft der österreich'schen Herzoge zuvorzukommen.

So war es denn ein männlicher und wohlbegründeter Entschluß, welcher in dem Bürgermeister von den rachsüchtigen Anstachelungen seines Weibes übrig blieb. Die Vorbereitungen zur Ausführung waren schnell getroffen; denn der Bürger hielt sich in jenen unruhigen Zeiten stets zum Krieg bereit. Schon am 1. März zog der Bürgermeister Rudolf Brun mit der Stadt Zürich Banner hinauf gen Rapperschwyl, um die feindliche Stadt zu belagern. Die Stadt, aus welcher mit dem Grafen Hans der Geist genommen war, ergab sich schon am dritten Tage und die Bürger von Rapperschwyl huldigten dem Bürgermeister Brun zu der Stadt Zürich Handen. Kaum aber war eine Zürcherische Besatzung in die eroberte Stadt gelegt, als dem Bürgermeister die Kunde zukam, daß die Anverwandten des gefangenen Grafen Hans Botschaft nach Oesterreich hinab zu Herzog Albrecht gesandt und um Hülfe gebeten haben. Folgte der Herzog dem Rufe seiner Blutsfreunde wider die verhaßten Städter (was kaum bezweifelt werden konnte), so würde ihm eben Rapperschwyl, aus welchem die Züricher Besatzung ohne viel Kraftanstrengung zu vertreiben gewesen wäre, zu einer bequemen Operationsbasis wider Zürich gedient haben. In dieser Sorge, vielleicht auch

um seine Rache wider das Verschwörer=Nest vollauf zu befriedigen, ließ der Bürgermeister von Zürich die Burg zu Rapperschwyl niederbrechen auf den Grund, verbrannte und schleifte sie; darnach ließ er auch die Ringmauern der Stadt niederreißen, steckte die Stadt in Brand und zerstörte sie gar, also daß weder Burg noch Stadt, weder Haus noch Wohnung mehr da war. Mehr der Schrecken vor des Herzogs Albrecht großer Macht, als die weiter aussehende Klugheit hatte den Bürgermeister zu diesem grausamen Schritt vermocht.

Das Werk der Zerstörung war vollendet und der Bürgermeister Brun ritt in Begleitung des Ritters Rüdger Maneß um den rauchenden Trümmerhaufen. Der Eine saß ernster, der Andere stattlicher zu Pferde. Der mit den breiteren Schultern, doch vorgebeugten Leibes ist Herr Brun; der mit dem höheren und schlankeren Wuchs, welcher aufrecht zu Rosse sitzt, ist Herr Rüdiger Manesse.

„In Schutt versunken, dieses stolze Lehen des Hauses Oesterreich!“ sagte Herr Manesse, den weithin rauchenden Trümmerhaufen mit traurigem Auge überschauend. „Der Wind treibt den Rauch nach unserer Stadt Zürich hinab, um dort die letzten der übrig gebliebenen Blutspuren zu verhüllen. Die Freiheit ist gar ein kostbar Gut und will, auch wider der Men=

schen Willen, mit Feuer und Blut gewonnen und befestigt sein."

„Was geschehen ist, ist aus Nothwendigkeit geschehen!" erwiederte der Bürgermeister finster. „Mein treuer Knecht Michelmann, wie viel Rauch und Blut hast Du nach Dir gezogen!"

„Lasset ihn ruhen in Gott," versetzte der Ritter, „er ist nach der Zunft Ehre begraben und schläft in der Kirche der Barfüßer den ewigen Frieden! Wir haben keine Zeit, rückwärts zu schauen, Herr Bürgermeister."

„Freilich," versetzte Rudolf Brun, das Pferd mit verhaltenem Ungestüm im Zügel fassend, „den Menschen treten seine Thaten auf die Fersen, daß er vorwärts muß, widerwillig, Schritt für Schritt. Wir mußten diese Burg und Stadt zerstören, aus Nothwehr vor dem Oesterreicher, und was wir aus Nothwehr gethan, wird aufs neue den Oesterreicher nur um so heftiger wider uns aufreizen. Wir müssen aus Nothwehr den Erzfeind unserer Stadt, den Grafen Hans, im Wellenberg gefangen halten und die Minnelieder, die er zur Laute im Gefängniß singt, dringen wie Rachegeschrei wider unsere Stadt nach Oesterreich hinab."

„Die Zeit ist da, Herr Bürgermeister, wo keine Wahl mehr übrig ist!" rief Manesse mit hell klingender Antwort. „Gott selbst ist es, der uns in ein ewiges Bündniß mit den vier Waldstädten treibt."

„Diese Stätte wird eine gute Zeit öd und wüste stehen und Niemand allda wohnen," fuhr der Bürgermeister fort, indem sein Auge über diesen Ort greulicher Verwüstung schweifte. „Selbst der bloße Anblick dieser Oede, welche wir mit Feuer und Schwert anrichteten, um wider einen übermächtigen Feind uns sicherer zu stellen, wird uns neue Feinde schaffen. Wie werden die Obdachlosen uns verklagen? Wie gerne wird der Herzog Albrecht von Oesterreich die erneuten Klagen hören? Wie viel Unglimpf und Unehr werden uns die Anverwandten des Grafen Hans vor Fürsten und Herren zulegen? Wie wird man sich gegen Edle und Unedle, Grafen und Herren, Städte und Flecken wider uns beschweren? Und doch war es eine traurige Nothwendigkeit, die uns wie zu den Strafurtheilen nach der Mordnacht, so zu dieser Verwüstung trieb. Ihr habt Recht, Herr Manesse: wir bedürfen der Bundesgenossen!"

„Ich zweifle nicht," erwiederte Manesse, „daß jene grausame Nacht mit ihren Folgen, wie auch diese Verwüstung durch ein rechtzeitiges Bündniß mit den Waldstädten abgewendet worden wäre, „allein das Geschehene ist nicht zu ändern. Eilet Ihr nur, den rechten Entschluß zu fassen, so können die Begebenheiten dieser letzten Zeit für unsere Stadt wie für das ganze Reich zu großem Segen werden."

„Jede Brücke ist abgebrochen — was bleibt übrig?“ sagte der Bürgermeister wie in Gedanken.

„Seht Ihr dort das Gotteszeichen?“ fragte Herr Manesse, mit der Hand nach einer Flamme weisend, welche aus dem Schutthaufen emporschlug. „Lasset die Feuerzunge nicht vergeblich zu Euch reden! Nur Eines wird uns sicher vor der drohenden Halsherrschaft der österreich'schen Herzoge retten: der Beitritt der Stadt Zürich zur Eidgenossenschaft der Waldstädte.“

„Es ist so, Herr Ritter, wie Ihr sagt,“ versetzte der Bürgermeister und saß aufrechter in dem Sattel. „Die letzte Zeit ist da und die Boten mögen nach Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden reiten!“

„Gott sei hochgelobt!“ rief Herr Manesse aus. „Ist die Stadt Zürich erst in dem ewigen Bunde, so wird die Eidgenossenschaft aus den engen Schluchten der Waldstädte bald in ein weiteres und fruchtbareres Feld vorbrechen. Der Schwanberg in Franken setzt sich in Bewegung; denn durch die Vermittlung der Stadt Zürich wird sich die grüne Matte im Rütli am Ende über das gesammte Reich deutscher Nation erstrecken.“

„Herr Ritter!“ wehrte der Bürgermeister ab. „Laßt uns nur zunächst für Schirmung unseres eigenen Leibes und Gutes, unserer eigenen Städte, Länder

und Leute bedacht sein! Was darnach folgt, steht in Gottes Hand."

„In Gottes Hand!" wiederholte Herr Manesse und gab seinem Pferd die Sporen. „Aus dem Blut der Mordnacht sprießt eine wunderbare Blume auf, in deren buntem Farbenreichthum sich die wohlgestaltetste Ordnung birgt und zu welcher, da sie von Gottes Schutz behütet ist, auch die fernste Zukunft noch wie zu einem Sterne der Erhebung und Hoffnung für die Völker aufschaut. Nach dem Tag von Laupen sagte das Volk: Gott ist Bürger worden in Bern. Jetzt wird man sagen: Gott ist Bürger worden in Zürich der Stadt."

„Wir ziehen morgen mit dem Banner heim," antwortete der Bürgermeister, „um die Unterhandlungen mit den Waldstädten alsbald zu eröffnen."

Freudigen Muthes, auch im Angesichte dieses Gräuels der Verwüstung, vollendeten die beiden Männer ihren Ritt. Das innere Auge des Herrn Manesse aber sah schon eine in Freiheit und Wohlstand blühende Stadt an diesem öden Orte wieder aufgebaut, wenn nur erst die Stadt Zürich der bis dahin auf allzu enge und entlegene Grenzen eingeschränkten und dazu vormauerlosen Eidgenossenschaft als bleibender Eckstein eingefügt war.

39.

Es war ein sonnenheller Abend und Hildburg stieg in den Fischernachen, um in des Vaters Dienste, wie sie zu thun pflegte, auf den See hinauszufahren. Aus der Haare schwarzem Geringel schaute ein bleiches Gesicht und aus der volksthümlichen Kleidung glänzte der jungfräuliche Adel hervor, welcher alle Bewegungen dieser edlen Gestalt beseelte. Ihre weißen Hände schimmerten am Ruder, das sie mit der Gewandtheit eines Jünglings führte und mit schmeichelndem Gehorsam glitt das Schifflein durch die Wogen. Das Angesicht der Jungfrau schien voll Schwermuth; ihr Mund war nicht mehr so roth wie zuvor und über den Augen hing es wie ein Schleier der Entsagung.

Das Schifflein mußte in der Nähe des Wellenbergs vorüberfahren, wenn es den See aufwärts wollte. Dieser Thurm war auf Felsen gebaut, an welchen sich, wenn der Wind über den See ging, die mächtig

anschlagenden Wellen mit tosendem Geräusche brachen. War es Zufall, war es Absicht in der Ruderführung, der Nachen gerieth nahe an das Thurm-Gemäuer, an dessen unförmlicher Steinmasse das Auge des Fischerkindes mit der Träumerei eines sehnsüchtigen Verlangens zu hangen schien.

Der See lag so ruhig in seinen Ufern, wie ein schlafendes Kind lächelnd in der Wiege athmet, und was er sich etwa mit lockendem Getön bewegte, war nur ein spiegelndes Traum-Geschimmer. Der Nachen strich wie das Weberschiff durch glänzendes Gewebe, dessen Schimmer durch die Thränen der Weberin gefeuchtet ist. Hildburg saß und schaute an die Mauern, deren Felsenwurzel das Wasser mit leiser Klage umtönte.

Horch — da rauschte Saitenklang in das Murmeln des Gewässers, das plätschernd um die Mauern strich, und die Hand Hildburgs bebte an dem Ruder. Sie schien das Schifflein lebhaft zu bewegen und doch kam das Schifflein in der Anmuth seines Tanzes nicht vom Orte.

Was übt so wunderlichen Zauber auf das Schifflein aus? Sind es die Klänge dieser Harfe, deren Saiten so mächtig angeschlagen sind, was das Schifflein aus dem Kreis des Zaubers nicht entgleiten läßt? Nein — die männliche Stimme scheint's zu sein, die

jetzt melodisch in die Saiten fällt und ihre Schwingungen aus einer Oeffnung des Gemäuers über die zitternden Wellen schickt.

Weiß mir ein Blümlein blaue,
Von himmelblauem Schein,
Es steht in grüner Aue,
Es heißt Vergiß nicht mein;
Ich konnt es nirgend finden,
War mir verschwunden gar,
Von Reif und kalten Winden
Ist es mir worden fahl.

Blaues Blümlein mit dem himmelblauen Scheine? Dem Fischerkinde, dessen Ruder dem Zauber des Wellentanzes verfallen schien, in dem das Schifflein willig, widerwillig schaukelte, begann es vor den Augen zu flimmern. Oder war es nicht eine Wassernixe, die auftauchend ihm den Schild entgegenhielt, auf welchem das blaue Blümlein in dem schwarzen Felde war?

Wiederum rauschte es in den Saiten und das Wogenspiel klang, den Gesang begleitend, um den Thurm.

Das Blümlein, das ich meine,
Ist weiß, steht auf dem Ried,
Von Art so ist es kleine,
Es heißt nun Hab mich lieb;

Das ist mir abgemähet
Wol in dem Herzen mein,
Mein Lieb hat mich verschmähet,
Wie mag ich fröhlich sein?

Verschmähet? Gott, verschmähet! Hildburg hing, mit den zitternden Händen sich am Ruder haltend, wie ein Schatten in dem Schiff, an dessen Seitenwände das Gewässer seine eintönigen Klagen stieß.

Und horch — noch einmal greift es in die Saiten.

Mein Herz das liegt in Kummer,
Daß mein vergessen ist,
So hoff' ich auf den Sommer
Und auf des Maien Frist;
Die Reifen sind vergangen,
Dazu der kalte Schnee,
Mein Lieb hat mich umfangen,
Das thut dem Kläffer weh.

Die Saiten hoben sich bei dieser letzten Strophe zum Rausch des Jubels der Befreiung und mächtig schallte die Stimme drein. Das Wogenspiel um den Wasserthurm aber ward von plötzlichem Ungestüm erfaßt und rauschte lebhaft seine Grüße an die Felsenmauern.

Der Gesang war verhallt; Hildburg's Auge aber hing noch an der Maueröffnung, aus welcher er er=

schollen war. Da ward ihr plötzlich das Angesicht des Mannes sichtbar, der sie unter die Klosterfrauen am Oedenbache trieb. Wie ein Lichtbild war er vor ihr aufgestiegen. Der stolze Mann hatte eingefallene Wangen und trug die angegriffenen Züge des Gefangenen: aber auch durch die enge Luke und das finstere Eisengitter brach prangend seine hohe Männlichkeit.

Als ob sie dieser Erscheinung, welche aus einer kleinen Lichtöffnung des Thurmes zu ihr niederschaute, zu entfliehen hätte, griff sie hastig in die Ruder; aber das Schifflein wollte nicht aus dem Angesicht des Thurmes weichen. Fast wie wenn ein Gott es so ihr eingegeben hätte, fuhr sie nun kreisförmig und mit feierlichem Ruderschlage um den Wasserthurm, und hauchte während der Fahrt in klagendem Gesang die Worte aus:

O weh des Schmerzen,
Den ich Arme trage
An meinem Herzen
Und weiß nicht, weme ich klage!
Gott, laß Dich erbarmen
Meine Noth,
Und tröste mich Arme
Durch Deinen Tod!

Darnach fuhr sie, ohne ferner umzuschauen, weiter von dannen den See hinauf. Die Erscheinung aber,

welche aus dem Eisengitter zu ihr niedergeschaut, blinkte in ihrem Innern, wie das Spiegelbild, das der See zurückwirft, und blieb fortan, auch hinter den Klostermauern, in dem Grunde ihres Herzens haften.

40.

Die nächste Folge der Mordnacht, die Zerstörung der Veste Rapperschwyl, dieses gewaltigen Sitzes Habsburgischer Macht, welche der Eidgenossenschaft stetsfort als ein drohender Schatten an der Wand lag, war so sehr im Interesse der Waldstädte, namentlich des nur durch die Breite des Sees von Rapperschwyl getrennten Schwyz gelegen, daß diese Thatsache allein das Zustandekommen des angestrebten Bündnisses gesichert hätte. Inzwischen war der Gedanke, daß die Eidgenossenschaft der Schweizer erst durch den Beitritt der Stadt Zürich ihren Schlußstein erhalte und sicheren Halt bekomme, lange vorbereitet. Schon vor hundert Jahren waren die Voreltern der freien Landleute von Schwyz, Uri und Unterwalden zu der Einsicht gelangt, daß ihre Thäler der Stadt Zürich als einer Vormauer, welche sie vor feindlichen Einfällen schütze, und als eines Marktes bedürfe, der ihren Verkehr mit dem Reich vermittle. In der That ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß der für die Geschichte der Mensch-

heit so folgenreiche Bund der Waldstädte ohne den Zutritt der Stadt Zürich niemals aus den Thälern des unwegsamen Gebirgs hervorgebrochen wäre und daß, wenn die Eidgenossenschaft sich nicht über die enge Grenze hinaus erweiterte, die tapfern und kriegerischen, aber rohen und ungebildeten Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden, welche lediglich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigt ihre Heerden auf die Weide trieben, im Laufe der Zeit entweder wie Tyrol und Savoyen unter die Herrschaft von Landesherren gefallen oder wie die Bewohner der montenegrinischen und morlakischen Berge verwildert und in der Verwilderung verkommen wären. Wenn nicht zu läugnen ist, daß in späteren Jahrhunderten die schweizerische Eidgenossenschaft wie ein lichter Punkt in den Finsternissen der europäischen Menschheit lag, an dessen Anblick sie mit ihren Hoffnungen auch heute sich noch aufrichtet, so wird auch nicht zu läugnen sein, daß wir hier, indem wir eine Begebenheit von scheinbar örtlicher Beschränktheit zum Vorwurf unserer Schilderung erheben, an einer jener wenig beachteten Quellen der Geschichte sitzen, welche ihren Sprudel aus engem Felsgrund zu breitem und glänzendem Strome fortleiten, an dessen Ufern die Menschen das von den Geistern der Geschichte behütete Haus der Freiheit und des Wohlstands anbauen. Namentlich Deutschland

kann nie aufhören, seine Augen nach der Schweiz zu richten; denn dieses verhältnißmäßig glückliche Land ist durch Gottes Vorsehung zwischen die europäischen Staaten als ein lebendes Bild dessen gestellt, was die deutsche Nation vergeblich durch die tragischen Kämpfe von Jahrhunderten erstrebt hat. Die Eidgenossenschaft ist wie ein blinkender Stern in unserem Chaos: ihre Geschichte zeigt uns das geglückt, was uns mißglückt ist; ihre Geschichte ist der Spiegel, in welchen schauend wir unsere eigene Geschichte erst verstehen. Alle aber haben ihr Schicksal zu dulden, Einzelne wie Völker, und durch ihr Schicksal müssen alle Sterblichen, Einzelne wie Völker, der Menschheit dienen, die unsterblich ist.

Auf dem Lindenhof in Zürich wurden bereits die Vorbereitungen getroffen, um die Gewaltboten der Waldstädte, deren Ankunft zur öffentlichen Beschwörung und Besiegelung des eingeleiteten Bündnisses auf den Walpurgistag erwartet wurde, würdig zu empfangen. Die Errichtung der Zelte, das Aufschlagen der Tische und was an sonstiger Arbeit für die bevorstehende Festlichkeit erforderlich schien, nahm viele Hände in Anspruch und unter den zahlreichen Handwerksleuten, welche an dem Werk beschäftigt sind, finden wir auch den jungen Rathsherrn Heinrich Grawe sammt dem Meister Bachs.

„Dieser lange Darm mit dem ihm anhangenden, vergifteten Fett!“ sagte der Schiffmann, indem er ein Brett durchsägte, mit lebhafter Geberde. „Dachte ich mir's doch gleich, daß die Frau Brun ihre Hand im Spiel und zu guter Letzt am Henkerbeile haben werde.“

„Haltet Vorsicht, Meister!“ mahnte der Rathsherr. „Es sind viele Leute hier. Füget das Brett da ein, damit ich mit der eisernen Klammer daran kann!“

„Wie freut es mich an Euch so herzlich, Meister Grawe,“ erwiederte Bachs, indem er das Brett in das halb fertige Zelt einfügte, „daß Ihr, obwohl im Rathe sitzend, doch so fleißig Eures Handwerks wartet!“

„Soll ich ein Stadtkalb werden und mich aus dem öffentlichen Seckel füttern lassen, wie ein Geschlechter?“ antwortete der Schmiedmeister. „Wehe dem Bürger, der sich der Arbeit schämt! Die Habe ist ohne Arbeit bald verthan und mit der Habe meist auch die Ehre abgethan.“

„Ich will's nicht widerstreiten,“ versetzte der Schiffmann. „Das Bündniß mit den Waldstädten aber, dessen Feier wir am Walpurgistag begehen, wird wie unsere Freiheit wider des Feindes Anlauf, so auch die bürgerliche Habe schützen und mehren.“

„Allerdings,“ bestätigte der Rathsherr, „es war hohe Zeit, daß man zu dem entscheidenden Entschlusse griff. Ein großer Unwillen der Grafen und Herren, der Haß aller Freunde und Anverwandten des gefangenen Habsburgers liegt auf unserer Stadt; sie vermehren in feindseliger Haltung die Besatzung ihrer Vesten, beunruhigen auf den Landstraßen den Verkehr, also daß schon jetzt unser Handel auf die Frankfurter Messe sehr gefährdet ist, sperren die Zufuhren und lassen das Korn aus ihren Herrschaften nicht auf unsern Wochenmarkt. Ihr habt es ja wohl auch gehört, daß die Edlen Waldner, Dienstmannen des Grafen Hans von Habsburg, welche zu Sulz im Elsaß angesessen sind, jüngst fünfundzwanzig Handelsleute aus Zürich auf offener Straße überfallen und ihnen Waaren im Werthe von drei und dreißig hundert acht und fünfzig Dukaten abgenommen haben.“

„Bei St. Felix!“ fiel der Schiffmann ein. „Da lohnt es sich wohl der Mühe, Leib und Gut durch die Gewalt vereinigter Waffen zu beschirmen. Verstehen die Bürger von Bern nicht, aus der Wolle der Heerden kostbar Tuch zu machen und ist ihnen die Tuchfärbe nicht so gut als den Flamingen bekannt? Wer wagt, die Leinwand von St. Gallen zu beschimpfen, oder wer preist nicht die Seide der Stadt Zürich? Ist nur erst Zürich in das ewige Bündniß eingetreten,

bald werden die eidgenössischen Grenzen bis über den Rheinstrom vorgeschritten sein."

„Wie frei und sicher liegt diese Stadt zwischen den Bergen an Fluß und See!" sagte der junge Rathsherr in gehobener Stimmung, indem er von der Arbeit aufschauend zu der Stadt mit ihren prangenden Häusern hinabsah. „Wo ist eine Stadt vom Gotthard bis an den Mainstrom, mit welcher wir nicht schon durch ruhmvolles Bündniß und Bürgerrecht verknüpft waren? Die Stärke der Eidgenossenschaft wird sie alle wieder zu uns locken."

„Mag auch der Graf Eberhart von Kyburg noch so trutzlich thun," fuhr der Schiffmann fort, „der Graf Imer von Straßburg uns befehden, der Markgraf von Baden uns gehaß sein, der Graf von Fürstenberg uns drohen, mögen auch die Söhne des Herrn Beringer von Landenberg, welcher in der Mordnacht auf seiner bösen That von Leibe kam, uns Rache schwören, mit Gott und den Waldstädten werden wir sie bestehen."

„Ich weiß es wohl," fiel Heinrich Grawe ein, „der Gefangene im Wellenberg ist uns, obwohl in Banden, doch ein gefährlicher und schlimmer Feind. Man konnte ihm um Oesterreichs willen nicht an den Leib gehn und kann ihn jetzt um unserer Sicherheit willen auch nicht freilassen. Sind wir aber erst durch

die Befestigung des Bundes in Jahresfrist gestärkter und ist der Graf mit seinen Brüdern durch die Fortsetzung der Haft gedemüthigt, so wird der hohe Gefangene Urphede schwören und des Gefängnisses hernach ledig werden."

„Walte Gott, daß es also geschehe!" entgegnete der Schiffmann. „Indem wir das Bündniß mit den Waldstädten an Walpurgistag geloben und öffentlich gelehrte Eide zu den Heiligen schwören, für uns und alle unsere Nachkommen, die dazu mit Namen ewiglich verbunden und begriffen sind, werden wir Gottes Willen durch die Besieglung der Briefe und Geschriften thun, daß alle Eidgenossen einander treulich beholfen und berathen sein wollen mit Leib und mit Gut gegen alle Die und auf alle Die, welche sie mit Gewalt oder ohne Recht an Gut, an Ehre, an Freiheiten angreifen, kränken und schädigen wollen."

„Gott und aller Heiligen Schutz wird mit solchem Bündniß sein!" erwiederte der Rathsherr. „Seine heiligen Marken werden reichen von dort, wo die Aar entspringt, das man nennt an dem Grimseln, bis zu der Stätte, da die Aare in den Rhein geht, und den Rhein wieder auf bis an die Stätte, da die Thur in den Rhein geht; die Thur hinauf bis an die Stätte, da sie entspringt, und von da durch Curwalchen das Land hinauf bis zu der Feste Rinkenberg,

bis jenseits dem Gotthard an den Berg Platifer und wieder an den Grimsel, da die Aar entspringt."

„Gesegnet sei das schöne, quellenreiche Bundesland mit seinen Werkstätten und Weiden, seinen Bergen und grünen Thälern und Gott erweitere seine Marken!" versetzte Meister Bachs, welcher die Säge mit nicht geringerer Geschicklichkeit handhabte, als das Steuerruder. „Ob der Fall der Bundeshülfe vorhanden ist, das wird künftighin der Rath oder die Gemeinde bei ihren Eiden erkennen und ohne allen Verzug leistet jeder Ort dem andern Hülfe auf eigene Kosten mit ganzem Ernste. Wird aber ein Ort, wie in der Mordnacht, plötzlich überfallen, so machen sich alle Eidgenossen, die den Bund beschworen haben, ungemahnt und ohne Verzug auf die bloße Kunde auf, damit die Uebelthat gewendet und gerochen werde."

„So geben und empfangen wir Beistand wider Grafen und Herren und jeglichen Feind, der uns an Gut, Ehre, Recht oder Freiheit schädigen möchte!" fiel Heinrich Grawe ein. „Gälte es aber eine Sache, die also groß wäre, daß man eines Feldzugs und langen Gesässes bedürfte, so werden die Eidgenossen eilends zu tagen kommen nach dem Gotteshause der Abtei zu den Einsiedeln, und allda zu Rath werden, was sie am nützlichsten zu thun bedünkt."

„Solche Eintracht macht auch die Schwachen stark,“ bemerkte darauf der Schiffmann. „Möchte das Gotteshaus zu den Einsiedeln fortan das Eintrachtshaus genennet sein! Denn allda soll es auch geschlichtet werden, wenn die Eidgenossen unter sich (was Gott lang wenden möge) in Zwiespalt fallen. Vier ehrbare Männer wird man alsdann zu den Einsiedeln senden, die zu den Heiligen schwören, den Streit in Minne oder nach Rechten auszurichten, und was sie entscheiden, das sollen beide Theile stät halten ohne alle Gefährde.“

„Auch der geschworne Brief der Stadt Zürich ist durch das neue Bündniß für alle Zeit gesichert,“ fügte der Rathsherr bei. „Denn es ist beredet worden, daß wenn Jemand Herrn Rudolf Brunen Ritter, der jetzt zu Zürich Bürgermeister ist, oder wer immer als Bürgermeister nach ihm folgen sollte, die Räthe, die Zünfte und die Bürger gemeinschaftlich an ihren Gerichten, an ihren Zünften und an den Gesatzen, welche sie gemacht haben, kränken oder bekümmern wollte, die Eidgenossen von Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden sie bei den besiegelten Briefen und Rechten schirmen und beschützen sollen.“

„Die Mißhellung wird ein Ende nehmen,“ bestätigte der Schiffmann, „und die Bürgerschaft der Stadt ebenso eine Eidgenossenschaft innerhalb ihrer

Thore sein, wie im weiteren Kreise die tapfern Lande, welche durch das Bündniß ewiglich verbunden sind. Meister Grawe, haltet den Glauben fest, daß große Tage bevorstehn. Das Vaterland wird glücklich sein: was will alsdann der Kummer und der Schmerz der Einzelnen bedeuten?"

„Das Vaterland wird getröstet durch das Blut der Männer, die für seine Ehre sterben," gab der Rathsherr mit klangloser Stimme zurück. „Möge Gott alle Die, welche in ihrem Herzen leiden, trösten durch seinen Tod!"

„Amen, so geschehe es!" sagte der Schiffmann und wandte sich ab.

41.

„Hildburg, habt Ihr mir die Rosen?"

„Edles Fräulein, ich bringe Euch die rothen und die weißen Rosen, wie Ihr befohlen habt."

Hildburg trug einen Rosenkorb im Arme und war mit den Blumen, deren Sammlung ihr Adelheid Manesse aufgetragen hatte, in die Schlafkammer des Edelfräuleins gewiesen worden. Die Burg Manegg war jetzt verlassen: Herr Manesse war in diesen Tagen in das väterliche Haus zur Stadt herabgezogen, wo man täglich seines Rathes, vielleicht auch seines Arms bedurfte.

Die Wände der Kammer waren mit Teppichen behängt und das Bett, das in der Kammer stand, war mit einer Decke von feiner Seide überworfen. Die Seidendecke glänzte von sattem Grün.

Als Adelheid, um die Rosen zu empfangen, von dem Sitze sich erhob, welcher zu den Häupten des Bettes stand, prangte der Sessel von der Pracht einer

gesteppten Sammetdecke, die über das weiche Sitzkissen gelegt war.

„Dank Euch, Hildburg!" sagte das Fräulein mit süßem Lächeln. „Wie frisch und schön sind diese Rosen! Habt Ihr sie etwa zur Zeit der halben Mitternacht gepflückt, wie man sagt, daß man die Röslein brechen soll?"

„Ich brach sie am frühen Morgen," erwiederte das Fischerkind. „Des Maien Thau hält alle Blumen frisch. Mögen sie Herrn Ulrich wohlgefallen!"

„Ich will sie ihm zum Willkomm streuen," versetzte das Edelfräulein mit einem schmerzlichen Zuge um den Mund. „Möge er sich nach der bittern Haft erlaben an der Rosen und des Weines Gedüft! Er hat Aussöhnung mit Zürich gesucht und sie erhalten und ist fortan gut Freund unserer Stadt. Ach — in welcher Beängstigung und großen Furcht war um ihn seine alte Mutter, da er in dem finstern Thurme lag."

„Möge seine Wiederkehr auf Burg Uster gesegnet sein!" gab Hildburg zurück. „Unsere Stadt bedarf wohl, tapfere Freunde zu gewinnen. Edles Fräulein, Gott hat Euren Kummer in Wonne gewendet und Eure lang erbleichte Wange blühet wieder, wie diese Rose, wenn neben ihr eine Lilie wäre."

„Gott sei's geklagt!" entgegnete Adelheid Ma-

nesse, welcher in ihrem Glücke ob der reinen und süßen Theilnahme des Fischerkindes das Herz aufging. „Ich war um den lieben Gefangenen in großen Sorgen. Wie oft stand ich auf Burg Manegg weinend an der Zinne! Mein Herz hatte mir's zuvor geweissagt, was kommen werde. Ich war in jener schrecklichen Nacht auf Burg Manegg allein mit dem Gesinde; mein edler Vater zu dem Festmahl in dem Rüden nach der Stadt hinabgeritten. Als ich die Sturmglocke hörte, faßte mich banger Schrecken an und, ohne daß ich wußte, was das Geläute zu bedeuten hätte, kam mir plötzlich der Seufzer auf die Lippen: Nun ist es leider um ihn gethan!“

„Edles Fräulein, Ihr seid zu reich, als daß die Sorge lange bei Euch wohnen dürfte!“ antwortete Hildburg. „Euch ist die Freude hold.“

„Eure Augen werden naß,“ fiel das Edelfräulein ein. „Hildburg, ich seh es an Euren braunen Augen wohl, Ihr leidet Ungemach.“

„Kennet Ihr auch die Thränen in eines armen Kindes Auge,“ frug die still Weinende, „Ihr, die Ihr so hoch geboren seid?“

„Des Herzens Kümmerniß macht alle Menschen gleich,“ erwiederte Adelheid Manesse. „Und rufen wir nicht Alle zu Gott Vater?“

„Schöne Frau — wie seid Ihr so gut und wie muß man so hold Euch sein!“ rief Hildburg bewegt. „Das Glück der Minne macht Euch so gut und froh. Ach — welche Pracht der Gewänder!“

Hildburg wies mit diesen Worten auf ein prächtig Seidenkleid, welches auf der Bettdecke lag. Es mochte kaum erst gefertigt sein und war noch nie getragen. Das Kleid war von himmelblauer Seide und Goldfäden sprühten daraus, wie flammende Sterne vom Firmament in einer Sommernacht.

„Es ist mein Hochzeitkleid!“ sagte Adelheid Manesse lächelnd, indem sie den Saum des Kleides faßte und mit Wohlgefallen betrachtete. „Der Tag der Aussöhnung der Bonstetten mit der Stadt Zürich wurde der Tag meiner Verlobung mit Herrn Ulrich und der Tag der Feier des Bündnisses mit den Waldstädten wird der Tag meiner Vermählung sein.“

„Wie die Blume scheint durch den Schnee, so blüht Euch dieser holde Tag aus der Drangsal des Vergangenen auf,“ fiel Hildburg in dem süßen Tone wehmüthiger Freundlichkeit ein. „Wie selig werdet Ihr sein auf der Burg Uster, wenn Ihr dem lieben Gemahl, der vom ritterlichen Werk nach Hause kehrt, den Schild zum Willkomm von der Hand nehmet, ihm das Schwert abgürtet oder den Helm aufbindet und ihm unter die Augen sehet!“

„Lasset solche Rede!“ wehrte Adelheid Manesse ab. „Außer Gott schaut ja Niemand in das Künftige.“

„Ihr seid von Gott und Menschen geliebt und auf den Tag Eurer Vermählung strahlen die glücklichsten Zeichen der Stadt Zürich herab!“ fuhr Hildburg fort. „Wie werdet Ihr glänzen in dem blauen Seidenkleide! Ach, gestattet, edles Fräulein, daß ich Euch zur guten Vorbedeutung eine dieser Rosen in das Haar stecke! Die Rose ist ja die erste aller Blumen, die aus Gottes gabenreicher Hand hervorgegangen sind.“

„Macht's Euch Freude, so möget Ihr es thun,“ versetzte das Edelfräulein und ließ sich auf den Sessel mit der gesteppten Sammetdecke nieder.

„Wie aus Gold gesponnen, liegt das blonde Geflecht auf Eurem Haupt,“ sagte Hildburg, indem sie sich dem Sessel genähert hatte und eine Rose in das seidene Band steckte, womit das gelbe Haar gebunden war. „Ihr seid die Hellstrahlende: mich soll man die Dunkle nennen! Hier, schöne Frau, schauet in den Spiegel!“

Hildburg reichte der Bekränzten mit diesen Worten einen am Rand vergoldeten Handspiegel dar. Das Edelfräulein sah lächelnd in den Spiegel, der ihr holdes Bild zurückwarf: Hildburg aber, von den Gefühlen

eines übervollen Herzens überwältigt, wandte sich mit den Worten ab: „O wehe mir Gottesarmen!"

Als Adelheid Manesse diesen schmerzlichen Ausruf des Fischerkindes hörte, erschrak sie über das Wohlgefallen, mit welchem sie sich selbst betrachtet hatte, legte den Spiegel bei Seite und ergriff die Hand der Bekümmerten.

„Dich soll man die Dunkle nennen?" fragte sie theilnehmend. „Dein Haar ist reich und schwarz, wie glänzend Elfenbein."

„Einen Tag noch und eine Nacht und das Haar ist abgeschnitten!" erwiederte Hildburg, das Haupt zur Seite neigend, so daß Adelheid in die ganze Fülle der glänzend reichen Flechten sah. „Dies Haar wird keinen Schmuck mehr tragen!"

„Das möchte Gott erbarmen!" rief Adelheid im Anblick der reichen Flechten aus. „So ändert also nichts mehr den Entschluß, daß Du den schwarzen Mantel über dem weißen Rocke tragen willst?"

„Nichts mehr!" versetzte das Schifferkind und lächelte durch Thränen. „Von der vergänglichen Minne will ich mich zu der steten und ewigen Minne wenden."

„Gott stärke Dich und die Heiligen mögen Dein junges Leben behüten!" erwiederte das Edelfräulein und versank in Stillschweigen.

Inzwischen war Herr Rüdger Maneß, welcher in voller Rüstung einen Ritt in die immer bedrohte Umgegend gethan hatte, nach Hause zurückgekehrt. Man hörte auf der Hausflur seinen hallenden Tritt. Hildburg wollte sich bei dem Nahen des Mannes, dessen Heldenleben alle Frauen der Stadt Zürich in ihr Gebet einschlossen, rasch entfernen und nahm in der Verwirrung den Rosenkorb mit.

„Du rosiges Kind mit Deinem Rosenkorbe!" rief ihr Herr Manesse nach, der sie eben noch aus der Thüre weichen sah. „Nimmst Du die holde Frühlingsgabe, die Du gebracht, wiederum von dannen?"

In tiefer Scham erröthend, ging Hildburg zu der Stube, in welcher der Ritter sich befand, um den Korb abzustellen.

„Du bist des Bachsen Kind!" grüßte Herr Manesse und reichte der verwirrten Jungfrau freundlich die Hand. „So lange ein Stein steht von der Stadt Zürich, wird Dein Name hochgeehrt sein."

„Euer Ruhm, edler Herr," erwiederte freimüthig die Begrüßte, aus welcher im Anblick des leutseligen Mannes alle Angst gewichen war, „wird seine Zweige über meines Vaters Namen breiten und wie am Abend auch der gemeine Mann sich des Schattens der Linde auf der Ruhebank am Stamm des hohen Baums erfreut, so wird man in späten Zeiten, angelehnt an

Euren Ruhm, den Namen des Schiffmanns nennen, wenn aus den grün belaubten Wipfeln der Erinnerung der Menschen das Gedächtniß Eures Heldenlebens rauscht."

„Süße Schmeichlerin!" lächelte der Ritter. „Auch Graf Hans, obwohl er unser Feind ist, wird nicht vergessen sein."

„Euren Namen preist seine Harfe im Gefängniß!" entgegnete Hildburg. „Auch den gedemüthigten Feind läßt Eure reiche Hand nicht ohne Trost."

„Gesang und Saitenspiel lindert der Menschen Leid," versetzte Herr Manesse, „und darum setzte ich es im Rathe durch, daß man dem tapfern Manne die Harfe ins Gefängniß gab."

„Lohn's Euch Gott!" antwortete Hildburg mit gebrochener Stimme. „Edler Herr, wie seid Ihr ein so billiger Schirmherr allen Hohen und Niedrigen, Allen freundlich und getreu, in Thaten kühn und in Worten holdselig, dazu demüthig vor Gott!"

„Wir tragen von Gott zu Lehen, was wir haben und sind," entgegnete der Ritter. „Frommes Kind, wenn Du unter den Frauen am Oetenbach bist, so bete auch für meine Seele!"

„Für Euch und Euer Geschlecht!" sagte Hildburg, stellte den Korb bei Seite und zierte den dane=

den stehenden Schild des Ritters mit einem Strauße aus den Blumen, um sofort mit dem Abschiedsworte zu verschwinden: „Edler Herr, behüt Euch Gott!"

Herr Manesse wußte nicht, wie ihm geschah. Wie Achill's Schild, war sein Schild mit Rosen geschmückt.

42.

Die Gewaltboten von Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden waren am Abend vor Walpurgistag in Zürich mit zahlreichem Gefolge eingeritten. Der Ritter Rüdger Maneß ging mit dem Schultheißen von Luzern und dem Landammann von Uri durch die Straßen, um ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Allenthalben wo die stattlichen Männer erschienen, wurden die Fenster aufgethan, um ihnen nachzuschauen, und in den Gassen blieben die Leute zur Seite stehen, um sie ehrerbietig zu begrüßen.

„Herr Schultheiß von Luzern, mein Herr Landammann von Uri!" redete Maneß die stämmigen und ernsten Männer an, deren Begleiter er war. „Getreue Freunde und versuchte Schwert — die Zween sind in allen Nöthen gut."

„Die Probe, Herr Ritter, wird bald zu machen sein," versetzte der Schultheiß von Luzern, „wenn es wahr ist, was man sagt, daß Herzog Albrecht schon von Wien heraufzieht, um Zürich die Stadt zu züchtigen."

„Mag er immer mit Roß und Reiter kommen!“ fiel der Landammann von Uri ein und strich den langen Bart. „Wir wollen den Herzog Albrecht von Zürich heimschicken, wie von Morgarten den Herzog Leopold.“

„Mit Euch und Gott können wir ihn getrost erwarten und seiner Macht uns wehren,“ entgegnete der Manesse. „Einem Vogt vom Reiche wollen wir gehorchen; österreich'schen Amtleuten aber nimmermehr.“

„Der Tod ist besser, denn ungerechtes Joch dulden!“ sagte der Mann von hoher Gestalt und einem Adlergesichte, der Schultheiß von Luzern. „Wir werden nie aufhören, den Zustand unserer Altvordern zu lieben und wollen in demselben auch verharren. Hier in Zürich soll der Kaufherr seinen Handel über Land und Wasser, der freie Bürger seine Handthierung in der Werkstatt treiben, ohne Kränkung und böse Gewalt, wenn nur schnöde Gewinnsucht nie sein Herz bezwingt: in unsern Bergen aber lasse man die freien Landleute ihr Vieh im Frieden weiden!“

„Sind wir nicht aus alten Zeiten gewohnt, bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden?“ fiel der Landammann von Uri ein. „Unserem Herrn dem König und dem heiligen Römischen Reich haben wir Treue geschworen: die Treue wollen wir auch halten und zu keiner Zeit aufhören, dem Reich in Allem,

wie unsere Voreltern, zugethan zu sein. Aber die Halsherrschaft eines österreich'schen Herzogs oder anderen Landesherrn — nimmermehr, so lange in den Bergen Eisen wächst! Unsere Rechte und Freiheiten, die von Kaiser und Reich bestätigt sind, soll Niemand kränken oder schädigen; des Bauern Pflugschaar und seiner Kühe Glocke, des Fischers Netz und des Jägers Pfeil, des Hundes Lauf und unseres Hornes Schall soll Niemand stören, so lange unsere Aecker Frucht tragen, in unsern Wäldern das Gewild sich tummelt und Fische in unsern Bächen schwimmen!"

„Gründen wir eine Wohnstätte freier Leute und schirmen sie mit unsern Waffen!" rief der Manesse aus. „Niemals Jemanden zu beherrschen, aber auch niemals Jemandem zu dienen, das sei unsere Sache und bleibe das Schweizerland stets unverlockt von andrem Ziel! So wird der Irrgang jener vielgeliebten Berge, welche vom Mittelpunkt der Alpen gleich Schutzmauern der Natur durch unser Land sich thürmen, eine Zufluchtsstätte des Rechtes und der Freiheit werden, und wie es dem Fremden auf den Luftstegen unserer kluftgähnenden Gebirge schwindelt, so soll es den Feinden schwindeln immerdar, die freien Herkommen anzutasten, in deren Wegen die Eidgenossen frommen und kühnen Muthes wandeln!"

„Was doch diese Herren wollen!" sagte der Land-

ammann von Uri und stützte seine rechte Hand in die Seite. „An ihrer Rosse Geschirr ist mehr Gold verschwendet, als sie in allen Hütten von Uri und Unterwalden zu erbeuten vermöchten."

„Des Bürgers und des Landmanns Trutz und die Lust der Freiheit ist's, die sie belästigt," entgegnete Manesse.

„Einer der ersten Störenfriede liegt hier im Gefängniß," bemerkte der Schultheiß von Luzern. „Was werden die Bürger der Stadt Zürich mit dem federstolzen Vogel machen, der ihnen so unwillkommen in dem Schlage sitzt?"

„Schwört er nur Urphede, so mag er die Freiheit haben!" antwortete der Ritter Maneß. „Der Freiherr Ulrich von Bonstetten, und heute auch die Söhne des erschlagenen Herrn Beringer von Landenberg haben die Aussöhnung mit der Stadt nachgesucht und erhalten, und haben wir uns nur erst der drohenden Macht des Herzogs Albrecht erwehrt, so wird auch der gedemüthigte Habsburger sammt seinen Brüdern Frieden suchen."

„Die Bürger von Zürich haben wacker aufgeräumt," fiel der Landammann von Uri ein. „Was ist nun von diesen ruhelosen Verbannten übrig geblieben, die von der Grenze Italiens bis in den Elsaß zerstreut waren?"

„Die Pfaffen waren allenthalben ihre Helfershelfer!" bemerkte der Schultheiß von Luzern. „Nun singen sie die Messe und lesen in den Kirchen, als ob nichts geschehen wäre. Wir müssen vor ihnen nicht weniger auf der Hut sein, als vor Grafen und Herren. Der Bundesbrief hat bereits einen Anfang gemacht. Sehr erfreulich scheint mir die Bestimmung, daß kein Laie den andern um Geldschulden vor geistliches Gericht laden dürfe."

„Der Groll des Volkes wider der Pfaffen Habsucht und Stolz ist wohlbegründet," versetzte der Landammann von Uri. „Höre man nur die Klagen im Glarnerland, wie durch die Willkür des Klosters zu Seckingen täglich die Freiheiten und Rechte des Volks geschmälert werden, zumal seit das Haus Oesterreich die Kastvogtei über das Kloster an sich gebracht hat!"

„Vertrauet nur Gott und den künftigen Dingen!" fiel der Herr Manesse ein. „Indem wir die übermüthigen Ritterburgen brechen, haben wir schon angefangen, auch der Pfaffen Habsucht und Stolz zu brechen. Sich vermöge der Vogtei über das Kloster zu Seckingen wie ein österreich'sches Stammland behandeln zu lassen, nimmermehr werden das die Glarner dulden! Ehe ein Jahr vergeht, wird Glarus als ein Glied in dem ewigen Bund der Eidgenossen stehen."

„Hat die Stadt Zürich erst Glarus nachgezo-

gen," bemerkte der Schultheiß von Luzern, „so wird in dem Bündniß bald auch Stadt und Landschaft Zug nicht fehlen und selbst die Reichsstadt Bern nicht länger säumen wollen."

„Heiliger Rütli=Tag!" rief Herr Manesse. „Auf deiner geweihten Erde schlägt ein Baum von frischen Zweigen aus! Der Alpenrose der Waldstädte fügt sich eine Fülle goldener Blätter ein. Steht das Bündniß nur erst im Schutze unserer Berge fest, so werden auch die Reichsstädte in Schwaben sich ein Beispiel nehmen; denn die Grafen zu Württemberg greifen dort im Trachten nach Erweiterung der Landeshoheit nicht weniger in die Herkommen und Rechte freier Leute über als hier der Oesterreicher, und der erweiterte Kreis des Bundes wird unaufhaltsam seinen gefesteten Ring über alle Städte des Reiches dehnen. Ich sehe die Zeit vor mir, wo alle Eidgenossen, obwohl durch Berge und Wasser getrennt, eine einige Nation sind."

„Herr, Ihr nistet wie ein guter Falke auf der Burg Manegg; denn Ihr habet einen kecken Flug!" lächelte der Landammann von Uri.

„Herr Landammann von Uri!" erwiederte Rüdger Maneß mit Eifer. „Ist es viel länger als hundert Jahre her, als der Name Schwyz noch so gering war, daß er dem Kaiser unterschlagen werden

konnte? So will es Gott, daß die großen Dinge aus kleinem Anfang wachsen."

„Es waren die Mönche von Einsiedeln, welche damals bei dem Kaiser den Namen Schwyz verhehlten," sagte mit Lächeln der Schultheiß von Luzern. „Und heute ist derselbe Name ruhmreich in Aller Munde. Sorgen wir aber nur zunächst für unsere Lande. Alle Männer und Knaben über sechszehn Jahre sollen schwören, das Bündniß treu und stät zu halten ewiglich, und je zu zehn Jahren sollen die Gelübde in allen unsern Städten und Landen feierlich erneuert und zu Beginn des Maien mit Worten, Geschäften und Eiden von Jung und Alt bestätigt werden!"

„So soll es sein, damit alle unsere Nachkommen das Werk, das wir gebaut, heilig und unverletzlich halten!" fiel Rüdger Maneß ein. „Gepriesen sei der Walpurgis-Tag und segne Gott den Schwur, welchen wir morgen dem Bundesbriefe leisten werden!"

„Tapfres Schwert zieht Gottes Segen an," sagte der Landammann von Uri, bereit sich zu verabschieden. „Gehabt Euch wohl, Herr Ritter!"

„Herr Landammann von Uri, Herr Schultheiß von Luzern!" antwortete der Ritter, vor diesen Männern strengen Geistes sich verneigend. „Schlafet gut und sicher in den Mauern der Stadt Zürich!"

Die Hoffnung, welche der Manesse hegte, daß das Reich, angereizt von dem Vorbild der schweizer'schen Lande, in Eine große Eidgenossenschaft sich auflösen und in dieser durch Freiheit und Recht geordneten Gestalt der Obhut des Kaisers sich unterordnen werde, sollte nicht in Erfüllung gehen: aber es war ein großer und kühner Traum deutscher Männer jener Zeit, welcher niemals aufgehört hat und niemals aufhören wird, nach einer den jeweiligen Zeit-Ideen angemessenen Verwirklichung zu ringen.

43.

Es war an St. Walpurgen=Tage im Jahre dreizehn hundert ein und fünfzig, im fünften Monat nach der Zerstörung der Stadt und Veste Rapperschwyl, und im fünf und vierzigsten Jahre nach der Verschwörung der drei Männer im Rütli zur Befreiung der Waldstädte, als auf dem Lindenhof zu Zürich, so weit das Auge reichen mochte, Helme und Küraſſe, Speer und Lanze glimmerten und aus dem Männerschmucke auch holde Frauen glänzten. In ernster Ruhe streckten die Lindenbäume, unter welchen das Volk in seinen Waffen versammelt war, die frischbelaubten Wipfel in die Höhe und darüber lag der Himmel in ungetrübtem Blau. Wie leuchtete da das Banner von Schwyz mit dem silbernen Kreuze in der obern Ecke des rothen Schildes, wie glänzte der silberne Schlüssel in dem roth= und silbergetheilten Felde des Banners von Unterwalden, wie glitzerte das goldene Feld mit dem schwarzen Stierkopf in dem Banner des Landes Uri, wie prächtig ragte die blau=weiß seidene Fahne

von Luzern über die Häupter der Gerüsteten empor, wie herrlich schaute das blau- und silbergetheilte Banner der Stadt Zürich mit den Schutzheiligen Felix und Regula über diese stattliche Versammlung hin! Dazu die Helmbüsche der Ritter, die Rüstungen der Bürger, gemildert von dem dazwischen gestreuten Frauen-Flor, und die hohen Gestalten der stolz gewappneten Gewaltboten der verbündeten Orte, welche, die Hand auf das Schwert oder auf den vor die Füße gesetzten Schild aufstützend, mit dem Gefolge je bei ihren Bannern standen! In leichter Strömung, als wollte sie ihr Murmeln unterdrücken, um das Schauspiel nicht zu stören, glitt die Limmat zu den Füßen des Lindenhofs vorüber; wie lauschend lag die Stadt in ihrem Frieden, der See in seiner Ruhe, die Landschaft ringsum in ihrem jugendlichen Grün; und das Laubwerk der Lindenbäume, als wollten sie den Farbenreichthum des bunten Lebens wiederspiegeln, das sich unter ihren Zweigen regte, nahm je nach der Stellung gegen das Licht jene wunderbar schönen Schattirungen an, deren himmelwärts lockender Anblick das Herz des Menschen über das Gemeine hinwegreißt.

Der Bürgermeister Rudolf Brun durchschritt gemessenen Ganges, in der vollen Stattlichkeit seines männlichen Wuchses, mit einem langen Schwert um-

gürtet und mit übergeworfenem Mantel, der mit reichem Hermeline ausgeschlagen war, die Versammlung, betrat eine Tribüne, um die ein kostbarer Teppich gespreitet lag, und entrollte unter dem tiefen Stillschweigen der Menge eine Schrift, an deren Ende fünf Insigel mit seidenen Fäden gehänget wären. Es waren die Siegel der fünf verbündeten Orte, durch welche der Bundesbrief besiegelt war. Zwar schien die des Herrschens gewohnte Miene des Sprechers angegriffener, als in andern Tagen; doch las er den Brief mit lauter und ausdrucksvoller Stimme, deren vernehmlicher Schall auch in das entlegenste Ende des Lindenhofes drang. Er hub den Kopf hoch auf und streckte den rechten Fuß gar trutzlich vor, zumal als er der Versammlung die Worte des Briefes zurief: „Und wenn aller vergänglichen Dinge vergessen wird und der Lauf dieser Welt zergeht und in der Zeit der Jahre viel Dinge geändert werden, soll doch das Bündniß dieser Städte und Länder nicht zergehen noch zerbrechen, also daß wir einander ewiglich wider alle Gewalt an Freiheit, Gut und Ehre getreulich beholfen und berathen sind.“

Zum Zeichen der Zustimmung schlugen die Männer an ihre Waffen, schwenkten die Fahnenträger die Banner der verbündeten Lande, und unter dem heiligen Rauschen der Lindenbäume schien die Sonne in die

goldenen und silbernen Felder mit ihren leuchtenden Emblemen.

„So schwöret zu Gott und den Heiligen," fuhr der Bürgermeister mit gehobener Stimme fort, die rechte Hand mit den ausgestreckten drei Fingern feierlich in die Höhe haltend, „für uns und alle unsere Nachkommen, das Bündniß der Eidgenossenschaft zu halten, welches nun und hiernach unwandelbar, unzerbrochen und aller Dinge unversehrt stät und fest ewiglich mit guten Treuen bleiben soll!"

Und Alle, die versammelt waren, huben, indem sie in der linken Hand die Speere, Lanzen, Hellebarden und Schwerter hielten, die drei Finger der rechten Hand auf und schwuren bei dem Gotte, der alle Menschen zu gleicher Freiheit geschaffen, und bei allen Heiligen den Eid, daß kein Land das andere in Nöthen lassen wolle.

Es stund aber an dem Ehrenplatze, unweit des Landammanns von Schwyz, zu oberst der Knaben, welche über sechszehn Jahre alt waren und nach der Bestimmung des Bundesbriefes den Schwur ebenfalls zu leisten hatten, ein verschämter Junge in neuer Rüstung und langen Haaren, welche flächsen auf die Schulterblätter des lieblich angepaßten Kollers niederfielen. Obwohl es ihm Mühe zu machen schien, den zierlichen Helm zu tragen, leistete er den Schwur mit

heller Stimme und verklärtem Angesichte. Es war der Knabe Eckenwieser, welchen der Rath der Stadt, obwohl er noch nicht sechszehn Jahre alt war, durch solche Auszeichnung vor allem Volke hoch geehrt hatte.

Das Ende des Briefes enthielt die Worte: „Wir behalten vor alle Rechte unseres Herrn, des Königs, und des heiligen Römischen Reichs. Ihm wollen wir alle Rechtung thun, als von alter, guter Gewohnheit Herkommen sind, ohne alle Gefährde."

„Ohne alle Gefährde!" antwortete die gesammte Menge unter dem Vorruf des Herrn Manesse, dessen prächtiger Helmbusch aus allem Volke glänzte.

Nachdem die Feierlichkeit des Schwures auf den Bundesbrief beendet war, bildete sich ein Ring von ausgezeichneten Männern, in dessen Mitte sich der Freiherr Ulrich von Bonstetten mit dem Edelfräulein Adelheid befand. Rüdger Maneß rief den Schultheiß von Luzern und den Gemeindammann von Uri als Zeugen an und legte die Hände der Verlobten in einander. Sie lebten fortan glücklich und in Eintracht auf Burg Uster und als Graf Hans, welcher nach Befestigung der Macht der Städter durch das Bündniß mit den Waldstädten und der Zerbrechung seiner eigenen Gewalt sammt seinen Brüdern Urphede geschworen hatte, aus der Haft im Wellenberg befreit den Freund auf

dem alten Stammsitz der Bonstetten heimsuchte, der hier zufrieden hauste, wie ein anderer Heinrich Maneß im Hard, traf er schon ein Knäblein in der Wiege. Der Bürgermeister Rudolf Brun sah der Verlobung mit der Tochter des Manessen nachdenklich von ferne zu und ging hernach fast traurig durch den allgemeinen Jubel.

In demselben Augenblicke aber, da der Ring geschlossen ward, faßte der Schiffmann Bachs sein Kind Hildburg an der Hand, um mit ihr aus der Festlichkeit zu scheiden. Sie war schneeweiß gekleidet und zur Nonne bereit. Schweigend stieg er mit ihr den Berg hinab zum Ufer der Limmat an den Ort, wo zum Andenken an des Schiffers That und Gott zu Urkund seiner Gnade das Kapellhäuslein unten an des Klosters Mauer frisch erbauet war, kniete allda mit dem lieben Kinde nieder und beide verrichteten in stiller Andacht ihr Gebet. Darauf ging er mit der Tochter nach dem Sihlbühel hinan, wo das Frauenkloster an der Stadt Ringmauer stand, und Thränen gingen ihm über Bart und Kinn, als er sich zu verabschieden im Begriffe stand. Da erscholl vom Lindenhof herauf der Gesang der Menge:

Ach reicher Christ vom Himmel
Und Maria, reine Magd!
Wollet ihr uns helfen,
So sind wir unverzagt:

Daß wir den Streit gewinnen
Hier auf diesem Feld;
Wollet ihr uns helfen,
So bestehn wir alle Welt.

Bachs fiel in feierlicher Stimmung mit seinem Kinde in die letzte Strophe ein. Hildburg verschwand singend in den Klostermauern und der Schiffmann sah getröstet in die Stadt hinab, deren Rettung aus Feindeshand für alle Zeit seinen Namen preist, während in den Wipfeln der Lindenbäume die Wiederholung des Volksgesangs verhallte:

Wollet ihr uns helfen,
So bestehn wir alle Welt!

Halle, Druck von H. W. Schmidt.